Nr. 16 · 49. Jahrgang · 16. April 1961 · D 2969 C · 60 Pf

Frankfurter Illustrierte



Zwischen Hunger und Liebe

Ein Indien-Bericht von Sylvester Wöhler

Unsere

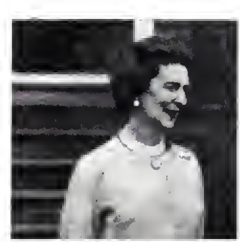
Westen und Osten

Zu unserem Tatsachenbericht „Der Kreml"

Sie hätten vielleicht noch erwähnen sollen, daß der deutsche Nobelpreisträger Professor Gustav Hertz, der, wie in einem Lexikon zu lesen ist, angeblich 1950 in der Sowjetunion gestorben sein soll, völlig zurückgezogen in Leipzig seinen Forschungen lebt, während Herr von Ardenne, der die sowjetzonale Atomforschung leitet, schon berüchtigt gewordene Sektgelage gibt. *Friedrich K. Miller, Bonn*

Aber Jagdwaffen ...

Typisch für die amerikanische Geisteshaltung nach 1945 ist auch die Tatsache, daß die Amerikaner den Russen zwar das gesamte unterirdische V-2-Werk unbeschädigt überlassen haben, eine harmlose Jagdwaffenfabrik in Suhl dagegen bei ihrem Abzug aus Thüringen gesprengt haben. Und wie die Westmächte in den dreißiger Jahren reagiert haben, dafür ein Beispiel: Obwohl Stalin den Atomforscher Kapitza mit Gewalt in der Sowjetunion zurückhielt, hat die britische Regierung keine Bedenken gehabt, das sogenannte Mondlaboratorium des Dr. Kapitza, in dem er in Großbritannien gearbeitet hatte, an die Sowjetunion zu verkaufen. *Walter Bergen, Hamm*



Herzogin Marina von Kent

Zu unserem Bericht in Nr. 14

Über den jungen Herzog von Kent kann man denken, wie man will. Über seine Mutter, Herzogin Marina von Kent, gibt es indessen einiges Rühmliches zu berichten: Sie hat nach dem zweiten Weltkrieg sich nicht gescheut, die Beziehungen zu ihren deutschen Verwandten offen zu pflegen, in einer Zeit, als das in der englischen Königsfamilie noch sehr verpönt war. Herzogin Marina hat zusammen mit ihren Kindern mehrmals ihre in München lebende und dort mit dem Grafen Toerring verheiratete Schwester besucht. *Wilhelm Höllerer, Augsburg*

Gut verdaulich

Ich habe keinen solchen Heißhunger auf Monarchie, daß ich die Berichte über bevorstehende oder vollzogene Fürstenhochzeiten gierig verschlinge. Diesen Bericht habe ich aber mit wirklichem Behagen gelesen und ich fand ihn sehr gut verdaulich, weil Sie keine unangebrachten Verbeugungen vor seiner Königlichen Hoheit gemacht, sondern ihn höchst amüsant als das geschildert haben, was er ist: als das enfant terrible der englischen Königsfamilie. *Walter Ahrend, Homberg*

Zwischen Krieg und Frieden

Zu unserem Jerusalem-Bericht in Nr. 14

Es ist doch bestürzend und stimmt wirklich nicht hoffnungsfroh,

Leser schreiben...

Immer wieder von Haß und Zwietracht in der zweigeteilten Stadt Jerusalem zu lesen. Wie kann denn Frieden in der Welt herrschen, wenn in Jerusalem, der Stadt des Friedens, dem großen Heiligtum dreier Weltreligionen, Unfrieden herrscht? Wenn Staaten und Politiker sich aus bestimmten Gründen nicht einigen können — sollte es nicht möglich sein, daß die Vertreter der drei großen Religionen sich über Jerusalem einigen können, damit es wenigstens einen Ort des Friedens auf unserer friedlosen Erde gibt? *Annemarie Göldner, Wiesbaden*

Come-back der jungen Dame

Zu unserem Modebericht in Nr. 14

Meine beiden Töchter haben mich ausgelacht, wenn ich ihnen von den jungen Damen „zu meiner Zeit" erzählte. Jetzt haben sie es schwarz auf weiß, daß der Teenager mit



Blue-jeans und Rollkragenpullover nicht mehr gefragt ist. Was habe ich für eine Freude, daß, wenigstens in der Mode, die junge Dame von früher ihr Come-back feiert. Ich habe eine leise Hoffnung, daß sie auch in ihrer inneren Haltung wieder ein wenig zur jungen Dame zurückfinden. Das ist, meiner Meinung nach, nicht eine Sache der Generationen, sondern des guten Geschmacks. *Margarete Pfaff, Bad Harzburg*

Nur eine Tänzerin . . .

Zu „Sie tanzten um die Welt"

Als vorläufig noch kleine Gruppentänzerin (mit großem Ehrgeiz) in einem Opernballett hat eine Freundin von mir ein möbliertes Zimmer gesucht. Eine Vermieterin wies sie zuerst ab, weil sie meinte, der Beruf einer Tänzerin sei „halbseiden". Als meine Freundin ihr die Frankfurter mit dem Bericht „Sie tanzten um die Welt" zu lesen gab, wurde sie ganz klein und hat sie sofort genommen. Sie gab ganz offen zu, daß sie erst durch diesen Bericht erfahren hätte, was der Beruf einer Tänzerin in Wirklichkeit sei. *Lisa Velbier, Berlin-Charlottenburg*

Begeistert von Sofia

Zu Titelbild und Bildbericht in Nr. 12

Eins der schönsten Titelbilder, die je von Sofia Loren gemacht wurden,



brachten Sie in Ihrer Nr. 12, und ich habe mich riesig darüber gefreut, denn für mich ist Sofia die beste Schauspielerin und die schönste Frau, die Italien je hervorbrachte. Mit ihrer Ausdruckskraft und ihrem zauberhaften Lächeln begeistert sie ihr Publikum in jeder Rolle. Kürzlich war Sofia in Hamburg; ich werde den Tag nie vergessen, als sie vor mir stand und ich ein Foto von ihr schießen durfte. Bella Sofia — ich wünsche ihr weiterhin von ganzem Herzen viel Glück und Erfolg, denn sie ist wunderbar. *Peter Nürnberg, Hamburg-Farmsen*

Die beste Darstellerin

Es wird Sie interessieren, daß Sofia Loren als die beste Darstellerin in „La ciociara" ausgezeichnet wurde. Die Auszeichnung nennt sich „Silberner Streifen" und ist die wertvollste der italienischen Presse für die nationale Filmproduktion. *Theo Ebert, Franfurt a. M.*

Butterfly wird langsam munter

Zu unserem Bericht in Nr. 11

Sind wirklich alle japanischen Frauen so feine und zarte Wesen, daß man auf sie „in dieser zu männlichen Welt manche Hoffnung setzen" kann? Bis zu einem gewissen Grade mögen die Japanerinnen so sein, aber manches von der Atmosphäre des traditionellen japanischen Familienlebens bröckelt doch wohl langsam ab. Eine Umfrage ergab jetzt, daß viele japanische Frauen, denen eine lange Tradition Unterwürfigkeit und Demut gegenüber dem Mann vorschreibt, mit der Vergangenheit gebrochen haben und zum „Herrn im Haus" geworden sind — und das offenbar in einem solchen Maße, daß die Ehemänner



besorgt über den Wandel in ihrem Haushalt sind. Butterfly wird also auch langsam munter und beginnt mit dem Gedanken an Gleichberechtigung zu spielen. *Ernst Heimbach, Offenburg*



Hier schmeckt man,
daß man wirklich Äpfel trinkt
Garantie
Das Erzeugnis ist einer ständigen Gütekontrolle im Institut für Getränkeforschung GmbH. Mainz, unterworfen.
Professor bei der Hess. Lehr- und Forschungsanstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau in Geisenheim/Rhg.(a.D.)
Dr. Koch's
Professor bei der Hessischen Lehr- und Forschungsanstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau in Geisenheim/Rhg. (a.D.)
naturtrüber Saft reifer Äpfel
Auslese
0,7 l • Kurgeeignet
Nur handausgelesene, reife Äpfel eignen sich für die Herstellung dieses hochwertigen, naturreinen Apfelsaftes. Jede Flasche enthält Millionen feinster Fruchtteilchen - darum kommt dieser Saft naturtrüb und mit allen Wirkstoffen, wie frisch von der Presse, auf Ihren Tisch.
DM 0,85 o. Gl.
Natursaft GmbH · Königswinter am Rhein

Frankfurter Jllustrierte

Nr. 16 vom 16. April 1961 bringt:

Lieber Leser!

Das Bremer Übersee-Museum hat den jungen afrikanischen Staaten gegenüber feinen Takt bewiesen, indem es veraltete Requisiten, wie zum Beispiel die lebensgroße Figur einer halbnackten, schwarzen Eingeborenenfrau in die Rumpelkammer verbannte und andererseits eine Ausstellung über das moderne Afrika vorbereitet. Es ist wahrlich an der Zeit, mit den alten Kinderbuch-Vorstellungen vom einfältigen Negerlein aus Mohrenland aufzuräumen. Allein dieser Sammelbegriff „Neger" muß vielen dunkelhäutigen Gebildeten heute mehr denn je ungut in den Ohren klingen. Man spricht ja auch nicht kollektiv von Weißen oder Gelben, sondern teilt sie selbstverständlich wenigstens in Europäer, Amerikaner, Chinesen oder Japaner ein. Es sollte sich also endlich zumindest ebenso die Bezeichnung Afrikaner durchsetzen, wenn man schon nicht die Nationalität berücksichtigt.

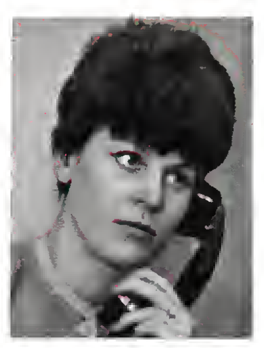
Die überseeischen Schätze unserer Museen an Eingeborenenkunst, Hausrat und Waffen werden weiterhin kulturhistorisch von bleibendem Wert sein. Afrikanische Besucher kommen im Rahmen der neuen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen mit den jungen Demokratien dieses in rascher Entwicklung begriffenen Kontinents immer häufiger zu uns. Sie müssen heute so einseitige Zeugnisse ihrer primitiven Lebensformen aus vergangenen Kolonialepochen ohne entsprechende Hinweise oder Vergleichsmöglichkeiten gewiß als Arroganz betrachten. Würde man etwa in einer Deutschland-Ausstellung in Togo oder Karthum nur fellbekleidete Germanen auf Bärenhäuten zeigen? Würde man mittelalterliche Folterinstrumente oder die noch vor einem Jahrhundert bei uns üblichen winzigen Waschbecken als Zeugnisse deutscher Kultur und Hygiene vorweisen?

Es ist tatsächlich dringend notwendig, daß wir hinsichtlich Afrika sowohl unseren Sprachschatz als auch unsere veralteten Schulkenntnisse und in diesem Zusammenhang die musealen Sammlungen überprüfen und korrigieren. Das Übersee-Muesum in Bremen hat hier eine lobenswerte Bresche geschlagen, denn dort wird man sich in Zukunft auch vergleichsweise über das Leben des modernen Afrikas unserer Tage ein echtes Bild machen können.

Ihre Redaktion



Polens Bevölkerung, die nicht mehr von Partei und Geheimpolizei terrorisiert wird, nimmt sich heute die Freiheit, sich auch für andere Dinge als Politik zu interessieren. Das gilt vor allem für die Jugend. Unser Mitarbeiter Claude Jacoby unterhielt sich mit einer Gruppe junger Polen, die offen über ihre stark westlich orientierten Interessen sprachen. **Seite 6**



Miß Germany wurde Vera Marks vor zehn Jahren. Sie landete aber nicht beim Film, sondern bei der Haute-Couture und ist heute Mitinhaberin eines Modesalons in Paris. **Seite 10**



Im Urwald schläft der Krieg — so lautet ein Bildbericht von den stummen Zeugen eines Kampfes zwischen Amerikanern und Japanern in einem Südsee-Paradies. **Seite 12**



60000 Mark sammelte eine amerikanische Rundfunksprecherin für die Kinder der Wuppertaler Volksschulen und verhalf ihnen damit zu einem neuen Schullandheim. **Seite 14**



Wußten Sie schon, welche verblüffenden Dinge man erfährt, wenn man ein Fußballspiel durch die mathematische Brille sieht? Wenn nicht, dann lesen Sie es bitte auf **Seite 16**

... und außerdem in diesem Heft:



Mit einem Geheimauftrag schickte 1921 das Reichswehrministerium den „deutschen Lawrence", Oskar Ritter von Niedermayer, nach Rußland. Ehe noch zwischen Reichskanzler Dr. Wirth, dem sowjetischen Außenminister Tschitscherin und Handelskommissar Krassin der Vertrag von Rapallo unterzeichnet wurde, bestanden zwischen Reichswehr und Roter Armee schon enge Beziehungen. Sieben Jahre lang blieb dieses Geheimnis bewahrt. Lesen Sie in dieser Folge unserer großen Serie „Der Kreml", warum die deutschen Militärs mit den Sowjets paktiert haben. **Seite 19**



Im nächsten Heft beginnt ein Bericht über Alltäglichkeiten, die gern verschwiegen werden, ein Bericht über Menschen, die ihrer Liebe nicht ausweichen können, obwohl Gesetz und Moral ihnen diese Liebe verbieten. Dieser Bericht von Kurt Joachim Fischer hat den Titel **„Liebe in der Sackgasse".**



Im Nationaltheater in Warschau hat Krystina Walczak ihren ersten größeren Erfolg in der „Tätowierten Rose" von Tennessee Williams verbuchen können. Die 22 Jahre alte Schauspielerin hat im Ballett angefangen. Sie ist mit einem in Polen bekannten Conférencier verheiratet. Obwohl sie zusammen gut verdienen, leben sie sehr bescheiden. Im Augenblick sparen sie für den Kauf eines Autos, eines französischen Modells, das 120 000 Zlotys kostet. Wie alle Polinnen hat Krystina viel Sinn für modischen Chic; ihr Beruf zwingt zu gutem Aussehen.

In Polen ist es anders



Kanäle und Dämme baut der 24 Jahre alte Konstruktions-Ingenieur Krzysztof Straszak. Sein Vater, früher Kirchenarchitekt, ist Lehrer für Architektur an der Polytechnischen Hochschule in Warschau. Mit den Eltern, zwei Schwestern, einem Schwager und einer kleinen Nichte lebt Krzysztof in einer Dreizimmerwohnung. Da er vor kurzem geheiratet hat, sucht er eine eigene Wohnung, was jedoch eine Geldfrage ist. Krzysztof spricht recht gut Englisch. Im staatlichen Internationalen Buchklub findet man ihn häufig bei der Lektüre der ausliegenden westlichen Zeitungen.

Im Kindergarten Nr. 96 kümmert sich Liliana Swiatnicka zusammen mit vier anderen Kindergärtnerinnen von morgens um 7 bis nachmittags um 5 um etwa 140 Kinder. Liliana ist 23 Jahre alt. Von ihrem Verdienst, rund 1700 Zlotys, kann sie wenig zur Seite legen, da sie sich gern gut kleidet und zweimal im Jahr drei Wochen Urlaub auf eigene Kosten macht. Liliana tanzt sehr gern, wozu im Jugendklub Gelegenheit ist. Ihren Freund, Roman Trzaska, der Ingenieur-Student ist, kennt sie seit zwei Jahren. Sie wollen heiraten, sobald Roman seinen Magister gemacht hat.

Am Sonntag wählen sie ein neues Parlament. Unser Reporter Claude Jacoby besuchte die Diktatur des „sanften Zwangs"



Als Touristenführer verdient sich Stanislaw Kusmierkiewicz, Student am Technikum für Auslandshandel in Warschau, in seiner Freizeit etwas Taschengeld. Stanislaw (auf dem oberen Bild rechts) ist 22 Jahre alt und Vollwaise. Er lebt mit Schwester und Schwager sowie deren zwei Kindern in einer Zweizimmerwohnung. Der Staat gibt ihm zum Studium etwa 1500 Zlotys im Monat. Damit kommt er ganz gut zurecht. Ein Motorroller „volkseigener" Produktion ist allerdings vorläufig für ihn unerschwinglich; er kostet 17 000 Zlotys, kann aber auch hier „abgestottert" werden.

In Polen ist es anders

Am Sonntag finden in Polen Parlamentswahlen statt. Wahlen hinter dem Eisernen Vorhang? Man kennt das: Einheitsliste, Marsch mit Fahnen und Transparenten zum Wahllokal, offene Stimmabgabe, Wahlbeteiligung 99,98 Prozent und Ergebnis 99,99 Prozent für die von der Staatspartei bestimmten Kandidaten. Nicht so in Polen. In Polen ist es anders.

Freiheit an langer Leine

Zu dem, was den polnischen Kommunismus von dem der marxistischen Bruderparteien in den anderen Ländern hinter dem Eisernen Vorhang unterscheidet, gehört auch die Form der Wahlen und des parlamentarischen Lebens. Zwar gibt es auch in Polen eine von der kommunistischen Partei, die sich hier Polnische Vereinigte Arbeiterpartei nennt, beherrschte „Nationale Front", in der außerdem noch die weitgehend gleichgeschalteten politischen Gruppen Bauernpartei und Demokratische Partei sind. Aber es gibt außerdem katholische und unabhängige Politiker aus Wissenschaft und Technik, die im Sejm, dem Parlament, eine zwar der Zahl nach geringe, aber nicht etwa stumme, sondern im Gegenteil recht rührige Opposition bilden. Zwar ist dafür gesorgt, daß die Kommunisten im Parlament die Mehrheit haben. Aber nicht jeder in speziellen Parteiversammlungen in geheimen Wahlen aufgestellte kommunistische Kandidat kann sicher sein, gewählt zu werden. Denn auf den Listen stehen um etwa ein Drittel mehr Kandidaten, als gewählt werden können und der Wähler hat das Recht, auf dem Wahlvorschlag zu streichen. Es besteht auch kein Wahlzwang: der polnische Wähler kann sich der Stimme enthalten, ohne sich dadurch in Gefahr zu begeben, denn der Wahlvorgang ist geheim.

Kein Interesse an Politik

Dem polnischen Parlament wird auch vom kritischsten Beobachter bescheinigt, das es keine bloße Staffage ist, wie die Ja-Sager-Versammlungen in anderen Ostblockstaaten. Die Opposition, die sich nicht zu scheuen braucht, den Mund aufzutun, liefert dabei das Salz zu den gelegentlich recht heftigen Debatten. Das Parlament stimmt wohl nicht gerade gegen die Regierung – das wäre in einem kommunistischen Staat zuviel verlangt –, aber der Sejm hat doch etliche Regierungsvorlagen ergänzt oder korrigiert.

Daß die Wahlvorbereitungen nicht die Bezeichnung Wahlkampf verdienen, liegt weniger an einer Lenkung „von oben" (Parteifunktionäre scheuen sich durchaus nicht, in Reden „heiße Eisen" wie die Wohnungsnot, die niedrigen Löhne oder das Verhältnis Kirche–Staat anzufassen), sondern an der allgemeinen Interesselosigkeit der Wähler. Da die polnische Bevölkerung nicht mehr von Partei und Geheimpolizei terrorisiert wird, nimmt sie sich auch ungestraft die Freiheit, sich um andere Dinge als um Politik zu kümmern. Im besonderen gilt das für die Jugend. Viele der jungen Leute waren mehr oder minder aktiv am „polnischen Oktober" beteiligt, der unblutigen Revolution im Herbst 1956 gegen den harten stalinistischen Kurs, die den weniger doktrinären Parteisekretär Gomulka wieder an die Macht brachte. Nicht alle Blütenträume von damals sind gereift. Daher ist auch der politische Elan der Jugend vom Herbst 1956 weitgehend dahin; man interessiert sich mehr für das, wofür sich auch die jungen Leute im Westen interessieren: das Studium und das berufliche Fortkommen, Tanz und Jazz, Mode und westliche Literatur.

„Die Deutschen . . .?

Unser Reporter Claude Jacoby traf in einem Jugendclub in Warschau vier junge Leute, die, nach anfänglicher und begreiflicher Zurückhaltung einem westlichen Journalisten gegenüber, bereit waren, Auskunft über ihr Privatleben zu geben. Die 23 Jahre alte Kindergärtnerin Liliana Swiatnicka, der 24 Jahre alte Konstruktions-Ingenieur Krzysztof Straczak, der 22 Jahre alte Student Stanislaw Kusmierkiewicz und die 22 Jahre alte Schauspielerin Krystina Walczak gehören zu einer Generation, die noch vor vier Jahren streng politisch erzogen wurde. Wenn man sie heute nach ihrer politischen Meinung fragte, würden sie vermutlich antworten: Wir sind Polen. Das bedeutet freilich nicht völliges Desinteresse an politischen Problemen.

Die Deutschland-Frage zum Beispiel ist auch ein Diskussionsthema der polnischen Jugend. Im allgemeinen trifft man dabei wenig Unterschiede in der Beurteilung der Westdeutschen und der Mitteldeutschen. Aber die Parteipropaganda, die nicht müde wird, den angeblichen westdeutschen Militarismus und Revanchismus in düsteren Farben an die Wand zu malen, läßt die jungen Polen doch der Bundesrepublik kritischer gegenüberstehen als der Zone.

Man braucht in Polen nicht Parteimitglied zu sein, um studieren zu können oder im Beruf voranzukommen. Auch im Hinblick auf die Lenkung der Jugendlichen durch Partei und Staat unterscheidet sich Polen von den anderen Ostblockstaaten. Die mit der kommunistischen Partei eng verbundene „Union der sozialistischen Jugend" ist bei den jungen Leuten sehr unpopulär. An der Hochschule zum Beispiel, an der Stanislaw Kusmierkiewicz studiert, gehören von 2000 Studenten nur 150 dieser Gruppe an, dagegen fast 80 Prozent der gänzlich unpolitischen „Gesellschaft der polnischen Studenten", die Arbeit für Studenten vermittelt, kostenlose ärztliche Fürsorge bietet, Ferienheime unterhält und den Austausch mit ausländischen Universitäten organisiert. Auch die meisten Jugendklubs liegen fernab der Politik.

Die Reinheit

der Tabakmischung

entscheidet über die Feinheit

der Cigarette



Der besondere Vorzug dieser Reemtsma-Cigarette beruht auf dem Prinzip strengster Blatt- und Sortenauslese, die allein eine naturreine Mischung von höchstem Reingeschmack zu garantieren vermag.

VON HÖCHSTER
REINHEIT

Die Tore zu Ruhm und Glück schienen weit geöffnet, als Vera Marks, Schülerin, 17 Jahre alt, „Miß Germany 1951" wurde.

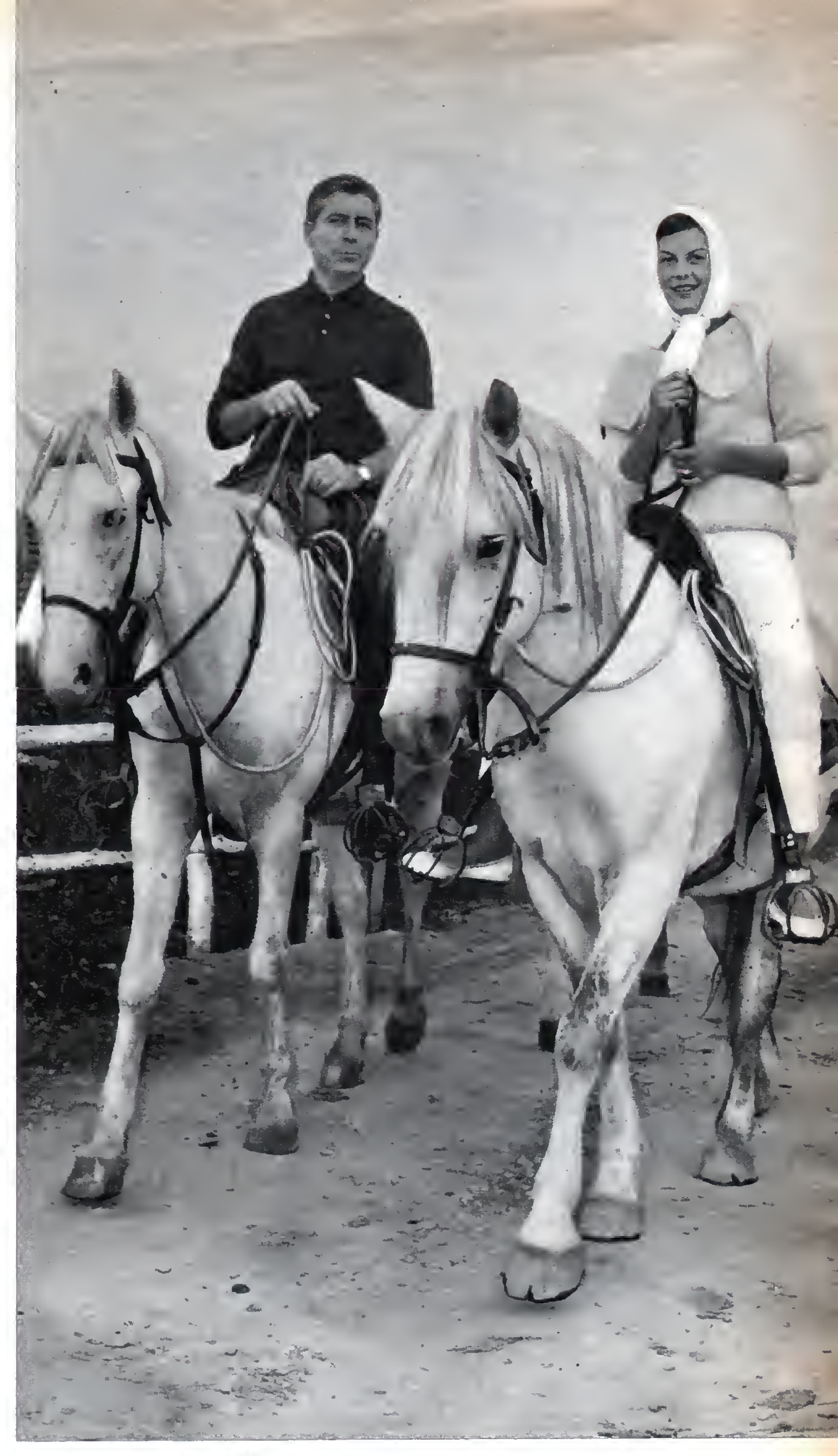


Als der Ruhm verblaßt war, kamen für Vera Enttäuschungen und ein paar Jahre ernster, harter Arbeit. Jetzt ist sie Direktrice und Mitinhaberin eines Pariser Modesalons und hat auch die Aufgabe, mit schwierigen Star-Kundinnen zu verhandeln und ihre anspruchsvollen Wünsche entgegenzunehmen. Sie löst diese Aufgabe mit der gelassenen Ruhe und Diplomatie einer gewandten Geschäftsfrau, und am Ende eines solchen halb modischen, halb geschäftlichen Gespräches kann sie wieder ein paar Aufträge notieren.

Mit siebzehn Jahren wurde Vera Marks aus Frankfurt am Main Miß Germany. In der Sonne plötzlichen Glücks träumte sie von Ruhm und Reichtum, von Glanz und vom Film. Dann wurde es still um sie, und bald sprach niemand mehr von ihr, von der es vordem soviel zu reden und zu klatschen gab. Sie wurde, ganz im stillen, Mannequin und cover-girl und lebte in Paris, das sie wie ein Magnet anzog. Im Miß-Taumel hatte sie die Schule aufgegeben. Jetzt ging sie wieder in die Schule: erst arbeitete sie bei Schiaparelli, dann lernte sie bei Jaques Griffe, einem schlichten, intensiv schaffenden Modeschöpfer, bei dem ihr Wesen sich vom Oberflächlichen zum Tieferen und Beständigen wandelte. Heute hat sie es geschafft. Mitinhaberin eines Modesalons, angesehen in der Haute-Couture, ist sie beliebt bei Kunden und Freunden. Sie hat sich auf immer für Paris entschieden, weil sie vom französischen Lebensstil bezaubert ist.



Im Miß-Strudel untergegangen ist Vera Marks nicht, wie manche ihrer gekrönten Schwestern. Sie war, wie ihre Vorgängerin, Susanne Erichsen, bald klug genug, nicht weiter billigem Eintagsruhm nachzujagen, sondern ihr Leben auf einen festen und soliden Grund zu bauen. Sie wählte, mit einem natürlichen Sinn für Schönheit und Eleganz begabt, die Modebranche und lernte in mühevoller Arbeit das Handwerkliche. Heute tut sie es ihrem großen Lehrmeister, dem Modeschöpfer Jaques Griffe, gleich.



Der Traum der kleinen Miß Germany ist auf ganz andere Art in Erfüllung gegangen: Dieses Leben als Prominente unter Prominenten hat ihr niemand geschenkt, sie hat es sich selbst erarbeitet. Heute, als arrivierte Frau, verbringt sie ihre freien Abende unter Künstlern und Aristokraten und ihre Ferien am Wörthersee, an der Riviera oder in der Camargue an der Rhonemündung. Bei einem Morgenritt mit ihrem Verlobten, einem großen Pariser Bekleidungsindustriellen, erholt sie sich vom Alltag in Paris.

Sie begann mit Siebzehn...

... als deutsche Schönheitskönigin in Baden-Baden und leitet heute einen Modesalon in Paris. Ein Bericht über Vera Marks von Stéfane Richter

Wie der weiße Leib eines gewaltigen Wals liegt es im Dschungel, überwuchert von Lianen, gefesselt von zähen, grünen Schlingpflanzen. Seit 19 Jahren ruht der mächtige Rumpf des amerikanischen Bombenflugzeuges im Schoß dieses Südsee-Paradieses, stummer Zeuge eines Kampfes, der in die Geschichte als die „Schlacht im Korallenmeer" eingegangen ist. Damals, am 4. Mai 1942, sind auf dieser Salomonen-Insel Japaner und Amerikaner gelandet. Sie haben das Paradies in blutiger, vernichtender Schlacht in eine Hölle verwandelt; aber ebenso schnell, wie sie gekommen sind, haben sie den trümmerübersäten Palmenstrand wieder verlassen. Staunend sind die Eingeborenen aus ihren Bergverstecken zurückgekehrt. Hat ein fremder Gott seine seltsamen Schätze über der Insel ausgeschüttet? Aus dem großen Salzwasser ragen eiserne Schiffe heraus, am Strand liegt allerlei Handwerksgerät, die Geschenke des fremden Gottes sind kaum zu bergen, vieles bleibt im Dschungel; und bald wird der grüne Urwaldriese den Kriegsgott Mars endgültig begraben haben — in diesem Südsee-Paradies.

Im Urwald schläft der Krieg



Bombenflugzeuge rollten einst über die gelochten Pisten, die heute von den Insulanern oft als Wände und Straßenpflaster verwandt werden.





Makabre Erinnerung. In der aus Wellblechhütten erbauten Stadt Honiara wird dem Fremden diese Stätte des Grauens gezeigt: Bleiche Gebeine neben einer japanischen Gasmaske.







Neuer Baustil. Überall trifft man in Honiara auf den amerikanischen Nissenhüttenstil, sogar die Kirche ist wie ein Halbmond geformt.



Spielzeug für die großen Kinder. Friedlich steht dieses Flakgeschütz unter leise fächelnden Palmen. Der Zahn der Zeit hat den stählernen Veteranen des Pazifikkrieges allerdings kräftig angenagt.

Aus Kriegsgerät wurde Kinderspielzeug. Eingeborene bastelten aus einem Flugzeugbenzintank diesen „Babyluftaufklärer“

Du bist doch so reich

. . . kannst du uns nicht 60 000 Mark schenken? Das schrieben Wuppertaler Schulkinder an eine reiche Tante in Amerika. Sie bekamen das Geld und ein neues Schullandheim

Liebe Tante, wärest du vielleicht so lieb und würdest uns 60000 DM schenken, dafür wären wir dir sehr dankbar. Du bist doch so reich!" Das war der erste Brief, den eine zehnjährige Wuppertaler Schülerin an eine unbekannte „reiche Tante in Amerika" schrieb. Der Grund: Die Wuppertal-Vohwinkeler Volksschulen wollten sich ein Schullandheim bauen, aber das Geld reichte nicht aus. Rektor Pohlmann von der Schule Gebhardtstraße ließ die Kinder einen Brief an die „Tante irgendwo in Amerika" schreiben. Das war im Sommer 1957. Die Kinder gingen voller Erwartung in die Ferien. Besonders die kleine Gisela, die den besten Brief geschrieben hatte und der dann abgeschickt wurde.

Die Schule begann, die Kinder drückten wieder die Bänke, und immer war noch keine Antwort aus den Staaten da. Doch eine Woche später kam der Postbote in die Schule und brachte für Gisela Brück einen Brief aus Amerika. Absender war Frau Ilse Wagner, Rundfunksprecherin an einem New Yorker Sender (WWRL). „Tante Ilse" schrieb, daß sie sich für die Wuppertaler Kinder einsetzen würde.

Von nun an hatten die Kinder einen unermüdlichen Fürsprecher. An jedem Samstag warb Frau Wagner zehn Minuten lang für das Wuppertaler Schullandheim. Der Dollar rollte, langsam aber sicher wuchs das Konto „School-Wuppertal-Vohwinkel-Fond" auf einer New Yorker Bank, die auch die zehn „Bettelminuten" für Frau Wagner bezahlte. Drei Jahre hielt „Tante Ilse" das durch, dann waren die 60000 DM zusammen.

Zur Einweihung des schönen Heimes, das in Marienheide in der Nähe von Meinerzhagen im Oberbergischen gebaut wurde und den Namen „Ilse-Wagner-Haus" bekam, erschien „Tante Ilse" selbst, und die Kinder konnten ihr endlich persönlich danken. Die Wuppertaler Prominenz war gekommen und dankte mit großen Worten, die Kinder sangen ein kleines Lied, und „Tante Ilse" weinte vor Ergriffenheit.

Tränen der Rührung kamen der Tante aus Amerika, der Rundfunksprecherin Ilse Wagner, als Wuppertaler Schulkinder ihr, zum Dank für ihre Hilfe, ein kleines Lied sangen.

Überglücklich waren die Kinder an dem Tage, als sie mit Tante Ilse (Mitte) das neue Schullandheim einweihten. Links neben ihr: Gisela Bruck, die den Bittbrief schrieb.

Ihre Heimatstadt Wuppertal (hier: die Schwebebahn) zeigte Gisela der Tante Ilse, wie sie es als Zehnjährige in ihrem kindlich-rührenden Brief vor vier Jahren versprochen hatte.



Siehst Du – das ist roll-elastisch!



Ja, das sind Schuhe! Die sind anders als andere. Sie wurden neu entwickelt aufgrund jahrelanger Untersuchungen an vielen tausend Kinderfüßen. Voll- und roll-elastisch, mit neuer Fußbettung, neuer maßgerechter Zuwachs-Paßform sichern sie die gesunde Fuß-Entwicklung. Darum Elefantenschuhe T3 für Ihr Kind.

Das sollten Eltern wissen:

Voll-elastisch · roll-elastisch ist nur der Elefantenschuh T3: Die neuartige Konstruktion des Schuhgelenkes gibt ihm eine ganz ungewöhnliche Biegsamkeit. Dadurch kann dieser Schuh abrollen wie der Fuß, im gleichen natürlichen Rhythmus. Ob Ihr Kind geht, läuft, springt — der Schuh paßt sich jeder Bewegung an, ist gelenkig wie der Fuß selbst. Das macht den Elefantenschuh T3 zum idealen Kinderschuh.

Voll-elastisch Roll-elastisch



Maßgerechte Zuwachs-Paßform



Naturgetreue Fußbettung



ELEFANTEN MARKE

Kinderfüße brauchen

ELEFANTEN-Schuhe T3

voll-elastisch · roll-elastisch

Wußten Sie schon...

- wie viele Kilometer ein Halbstürmer läuft?
- wie schnell ein Elfmeterball fliegt?
- wie lange tatsächlich ein Spiel dauert?
- wieviel Gewicht ein Fußballspieler verliert?

Man kann ein Fußballspiel durch verschiedene Brillen betrachten: durch die Brille des Optikers, mit Nickel- oder Horngestell oder randlos, durch die Vereinsbrille, die Blutdruck und Laune erheblich beeinflußt, oder durch die mathematische Brille. Sie hat mit Formeln, Wurzeln und Logarithmen nichts zu tun, und auch die Herren Pythagoras oder Euklid sind keineswegs als Schiedsrichter aufgeboten. Wer ein Fußballspiel durch die mathematische Brille betrachtet, sieht allerlei erstaunliche Dinge, teils kurios, teils amüsant, in jedem Fall aber verblüffend.

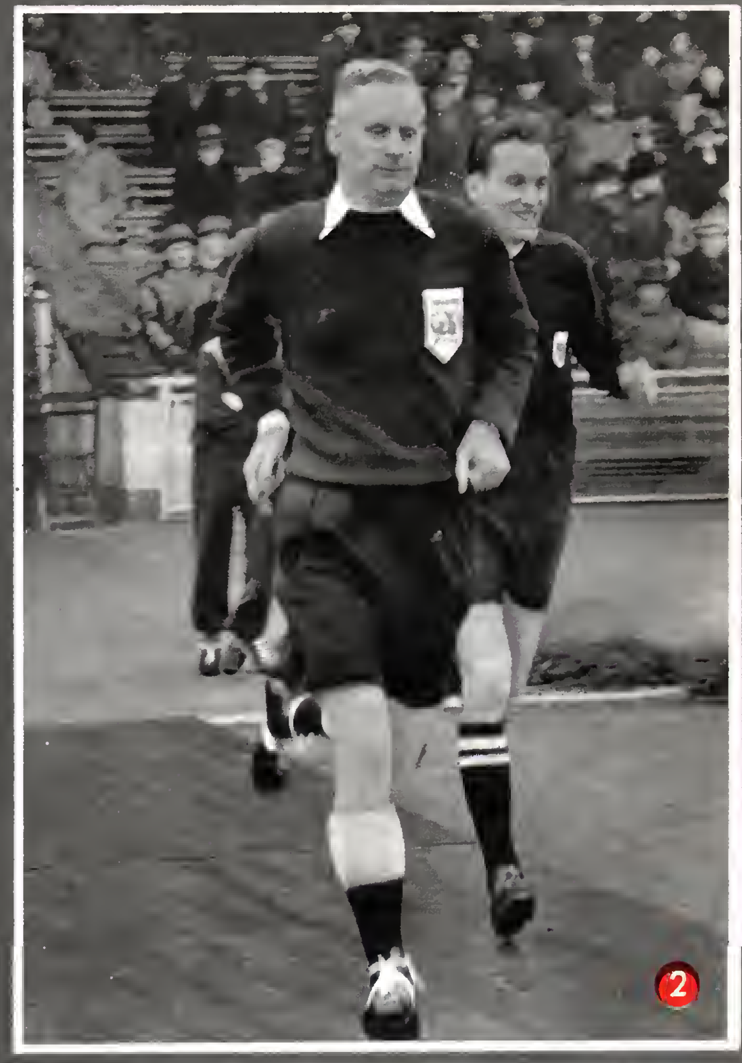
Wissen Sie zum Beispiel, wie lange ein Fußballspiel tatsächlich dauert? Natürlich wissen Sie das: zweimal 45 Minuten. So steht es auch in jedem Regelbuch, und daran hält sich der Schiedsrichter. Und doch ist das ein großer Irrtum. Denn ein Fußballspiel wird ja häufig unterbrochen. Da liegt plötzlich ein Spieler auf dem Boden. Trainer und Masseur bemühen sich um ihn. Es dauert 60 Sekunden, 90 Sekunden, bis das Spiel wieder in Gang ist. Diese verlorene Zeit kann der Schiedsrichter nachspielen lassen. Aber welcher Pfeifenmann berücksichtigt schon die Zeit, die bei einem Einwurf, bei einem Freistoß, bei einem Anstoß nach einem Tor verlorengeht? Ein Fußballspiel hat nun einmal andere Regeln als ein Eishockeyspiel. Dort wird jede Unterbrechung nachgespielt, man könnte auch sagen: nachgeholt. Was schätzen Sie, wie viele Minuten nun wirklich in einem Fußballspiel flötengehen? Fünf Minuten oder zehn Minuten? Man hat diese Zeit mit einer Stoppuhr exakt gemessen, unter anderem auch beim Endspiel um die deutsche Fußballmeisterschaft 1955 in Hannover zwischen Rotweiß Essen und dem 1. FC Kaiserslautern. Das Ergebnis: die Essener und Lauterer spielten insgesamt nur 55 Minuten und 30 Sekunden! Von 90 Minuten Fußball keine Rede. 34 Minuten und 30 Sekunden war das Spiel unterbrochen. Dazu noch eine interessante Zahl: in diesem Spiel befand sich der Ball genau 151 mal (!) im Aus.

*

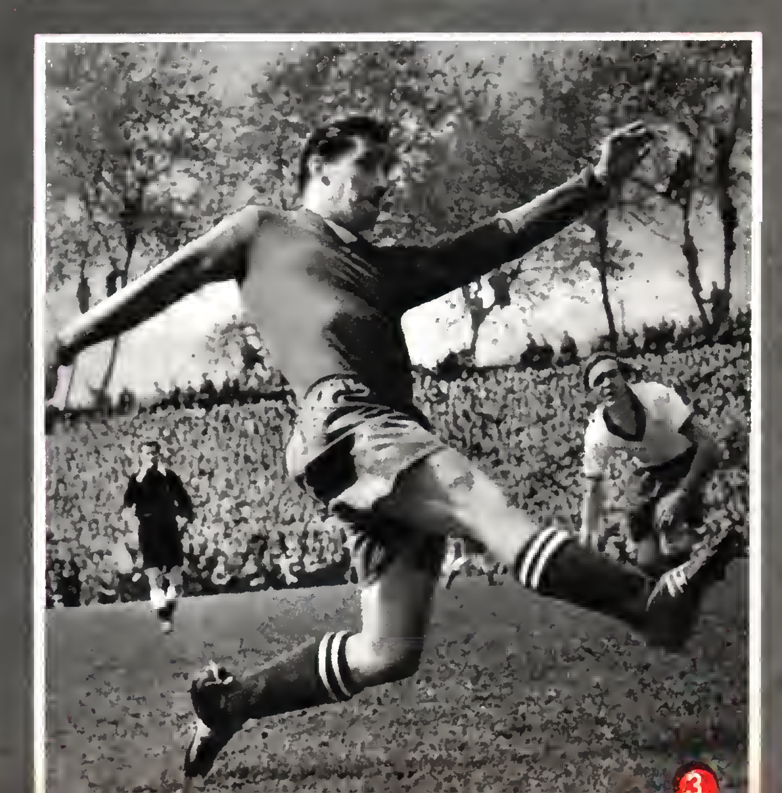
Wissen Sie wieviel Gewicht ein Fußballer in einem Spiel verliert? Auch darüber gibt es exakte Angaben. So hat Dr. Bruno Spellerberg von der Sporthochschule Köln regelmäßig Fußballspieler vor und nach dem Spiel gewogen. Da existiert beispielsweise eine Tabelle, die über die Vertragsspieler des 1. FC Köln berichtet. Aus den Untersuchungen geht hervor, daß im Durchschnitt ein Fußballspieler in einem einzigen Spiel ein Kilogramm Gewicht verliert. Im Durchschnitt. Freundschafts-, Trainings- und Meisterschaftsspiele, alles ist eingerechnet, auch der Unterschied zwischen den schweren und den leichten Typen, die weniger an Gewicht verlieren. Auch andere Umstände wie Jahreszeit und Temperatur des Tages, Aufgabe und Temperament des einzelnen Spielers sind berücksichtigt. Pro Spiel im Durchschnitt zwei Pfund. Betrachtet man nun die Gewichtstabelle des 1. FC Köln, so stellt sich heraus, daß der höchste Gewichtsverlust eines Spielers ganze fünf Pfund betrug. Und das gilt nicht einmal als Rekordzahl. Der geringste Verlust dagegen machte 0,4 Kilo aus, knapp ein Pfund.



1

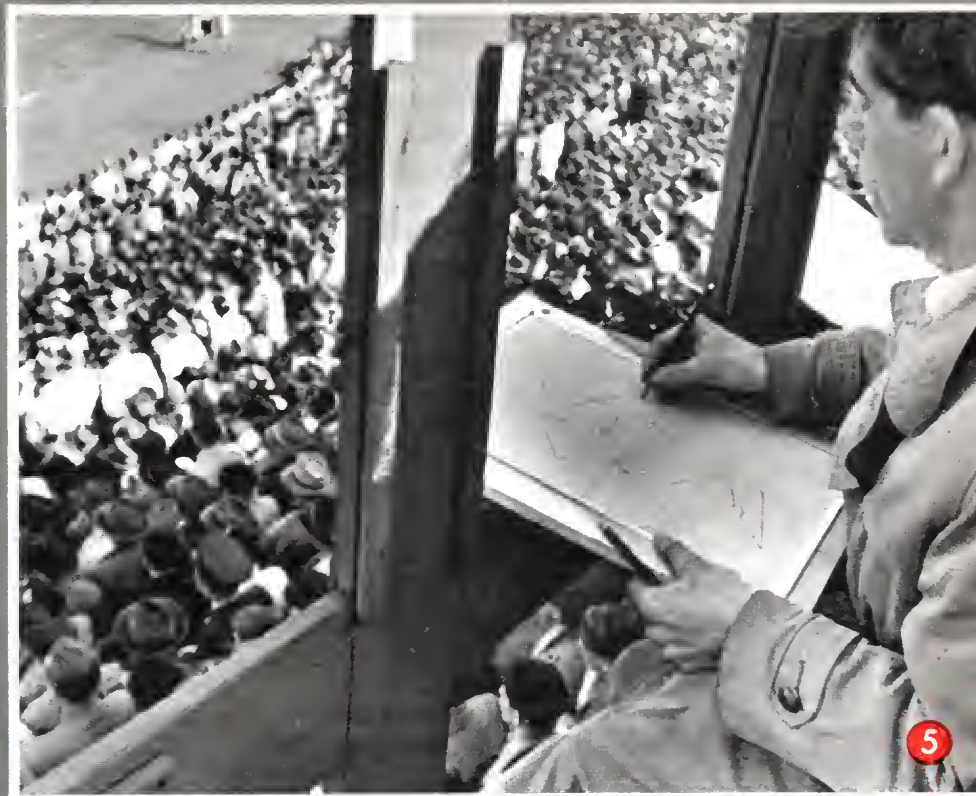


2



3









① Eine außerordentlich zuverlässige Methode, Fußballgeheimnissen auf die Spur zu kommen, ist von einer Düsseldorfer Gruppe entwickelt und Fußball-Stenogramm genannt worden. Unser Bild zeigt das Team bei einem Spiel in Hannover. 1: Zeitnehmer für alle Unterbrechungen. 2: Statistiker, der über die Unterbrechungen Buch führt. 3 und 4: Kartographen, die abwechselnd den Spielverlauf aufzeichnen. 5: Zeitansager. 6 und 8: Sprecher der beteiligten Vereine, die den Namen des Spielers ansagen, der am Ball ist. 7: Stenografin zum Notieren der Namen.

② Der Schiedsrichter ist der schwarze Mann, wie schon seine Bekleidung verrät. Er ist immer schuld, wenn der eigene Verein nicht gewinnt, außerdem ist er dafür verantwortlich, daß der Ball nicht abhanden kommt. Daß er zudem ein völlig uneigennütziger Mann ist und von allen auf dem Spielfeld körperlich am meisten beansprucht wird, sieht kein Fanatiker. Wie viele Kilometer legt wohl ein Schiedsrichter zurück, um dem Ball möglichst nahe zu bleiben?

③ Fritz Walter war der beste Spieler, den der deutsche Fußballsport bis jetzt besaß. Er war es nicht nur dank überragender Technik und eines einmaligen Fußballinstinkts — Fritz Walter war auch, das ist exakt gemessen worden, einer der fleißigsten und besten Läufer. Ein Sportarzt hat einmal bei ihm und seinem Bruder Otmar nachgemessen, wie viele Meter sie während eines Spieles im Sprint zurücklegten, also mit allem möglichen Kraftaufwand.

④ ⑤ Welche Strecken legen der Ball, die Spieler, der Schiedsrichter zurück? Wie oft ist die eine Mannschaft, wie oft die andere in Ballbesitz? Die Düsseldorfer Steno-Gruppe vermerkt auf ihren Karten jede Phase des Spiels. Hier wird der Weg des Balles auf insgesamt 18 Blättern aufgezeichnet, die jeweils einen Zeitraum von fünf Minuten umfassen. Später werden die Linien mit einem Zentimetermaß oder einem Meßrädchen ausgemessen.

⑥ In England ist man schon weiter gegangen als nur den Ablauf eines Spieles mathematisch zu analysieren. Hier greift die Technik bereits in den Spielablauf ein, allerdings nur im Training: Der Londoner Klub Arsenal steuert seine Spieler über drahtlosen Funk. Die Spieler tragen Empfangsgeräte unter dem linken Arm und hören die Anweisungen ihres Trainers, der vom Spielfeldrand aus über den Sender zu ihnen spricht.

⑦ Genau zwei Minuten und fünfzig Sekunden dauerte es, bis Schiedsrichter Meißner (Nürnberg) beim Endspiel um die Deutsche Fußballmeisterschaft 1955 in Hannover zwischen Rotweiß Essen und dem 1. FC Kaiserslautern (4:3) die Fotografen aus der Nähe eines Tores „verjagt" hatte. Diese 170 Sekunden ließ Meißner nachspielen, weil die Spielunterbrechung von ihm herbeigeführt worden war. Sonst wäre jenes Endspiel — was die reine Spielzeit betrifft — noch kürzer gewesen als es ohnehin schon war...

Wissen Sie auch, wie viele Meter ein Spieler in einem Fußballkampf zurücklegt? Selbstverständlich können auch hier nur Durchschnittswerte angegeben werden; denn schließlich läuft der eine Spieler mehr als der andere, schiebt der eine oder andere auch mal eine ruhige (Fußball-) Kugel, ist mancher manchmal eine ausgesprochen lahme Ente. Wer auf dem ganzen Spielfeld legt wohl die größte Strecke zurück und wie lang ist sie? Schätzen Sie, bevor Sie weiterlesen. Ein Sportarzt hat einmal bei den Brüdern Fritz und Otmar Walter nachgemessen, wie viele Meter sie im Sprint zurücklegten, also mit größter Schnelligkeit, das heißt mit allem Kraftaufwand. Er errechnete für beide eine Gesamtstrecke von je 1000 bis 1200 Meter. Das durchschnittliche Tempo bei diesen Sprints entsprach einer Hundertmeter-Zeit von 12,5 Sekunden. Beide Spieler liefen also während eines Spieles zehn- bis zwölfmal die Hundertmeter-Strecke mit äußerster Kraft. Nimmt man auch die gemächlicher zurückgelegte Strecke hinzu, so ergibt sich folgendes Bild:

Wegstrecke eines Stürmers 7 bis 8 Kilometer
eines nicht mehr ganz jungen, aber überlegt spielenden Stürmers 5 Kilometer
eines jungen, sehr schnellen Halbstürmers 9 Kilometer
eines Außenläufers 9 bis 10 Kilometer
eines Verteidigers 4 bis 5 Kilometer
des Schiedsrichters 10 Kilometer
des Fußballes bei einem Spiel mit normaler Schnelligkeit (nur im Feld) 30 Kilometer
des Balles bei einem langsamen oder nervös geführten Spiel 26 Kilometer
des Balles bei einem schnellen, wenig gestörten Spiel 32 Kilometer

Um noch einmal auf das Fußball-Endspiel 1955 in Hannover zurückzukommen: damals legte der Ball genau 23,5 Kilometer zurück. Es war ein Spiel mit vorwiegend kurzen Pässen, zahlreichen Unterbrechungen und voller Nervosität.

Wissen Sie * wie lang oder besser gesagt wie kurz die Flugdauer des Balles bei einem flach und kräftig getretenen Freistoß ist, etwa 30 Meter vor dem Tor? Können Sie erraten, mit welcher durchschnittlichen Geschwindigkeit der Ball über das Spielfeld bewegt wird, hier im Dribbling, dort im hohen Bogen eines Freistoßes und anderswo wieder im flachen Paßspiel? Es ist eine Stundengeschwindigkeit von rund 30 Kilometer. Ein Radfahrer hätte also Mühe, dem Ball zu folgen, von dem Zickzackspiel ganz abgesehen. Diese Messungen lassen sich noch durch einige andere interessante Zahlen ergänzen:

Geschwindigkeit eines Radfahrers 18 km/st
besondere Schnelligkeit etwa bei einer Tour 45 km/st
Geschwindigkeit Armin Harys bei seinem Hundertmeter-Lauf in zehn Sekunden 36 km/st
Dauer eines Alleingangs über fünfzig Meter mit dem Ball am Fuß, Durchschnitt aus zahlreichen Versuchen 7,5 Sekunden
Flugdauer des Balles bei einem scharf getretenen Elfmeter-Strafstoß 0,4 Sekunden
Flugdauer bei einem kräftig und flach getretenen Freistoß von 30 Meter Länge 1 bis 1,5 Sekunden
Geschwindigkeit des Balles bei scharfen Schüssen, im Fußballer-Jargon „Bomben" 108 km/st

Bei einem Fest der Sportpresse in der Dortmunder Westfalenhalle mußte ein Ball aus zehn Meter Entfernung mit einem Schuß in ein Weinfaß befördert werden. Hannelore Bollmann vom Film nimmt gerade Maß, während Willi Fritsch (links) und Max Schmeling mit spitzem Finger den Ball festhalten. Wahrscheinlich war es nur ein „Schüßchen mit Brotkorb", das Hannelore Bollmann losließ — bei scharfen Schüssen dagegen auf dem Fußballplatz wurden schon erstaunliche Geschwindigkeiten des Balles gemessen. Zum Vergleich einige Zahlen aus anderen Sportarten. Mit elektronischen Geräten wurden bei Tennis-Schmetterbällen 192 km/st, bei Tischtennis-Schmetterbällen 176 km/st und bei Schlagbällen in einem Baseballspiel 157,8 km/st ermittelt.



Einem besonders scharfen Training werden die englischen Fußballprofis unterworfen: gymnastische Übungen mit Hanteln an den Füßen (unser Bild), Springen mit schweren Gewichten im Nacken, Übungen am Reck, Bock und Medizinball, ergänzt durch hartes Lauftraining. Wenn man das nach Kilometern zählende Laufpensum des Fußballers bedenkt, dazu die enorme Körperkraft, die jeder Sprung nach dem Ball erfordert, dann wird dieses Training sofort verständlich.

Drei unauffällige Herren im Nordexpreß

Die Reichswehr schoß mit Sowjetgranaten
Geheimpläne des Generals von Seeckt
Der Pakt mit dem Todfeind
Das deutsche Volk wußte es nicht

Wechselvoll sind die Beziehungen in vier Jahrzehnten deutsch-sowjetischer Geschichte. Sie reichen von der Unterredung zwischen dem General von Seeckt und dem Revolutionär Radek bis zum Besuch des Bundeskanzlers Dr. Konrad Adenauer im Kreml.

DER KREML

„Das ist Landesverrat“, rief erregt der deutschnationale Abgeordnete Graf Westarp (Bild links) während der Reichstagssitzung vom 16. Dezember 1926, in der der sozialdemokratische Abgeordnete Scheidemann (Bild oben) Einzelheiten über die geheimen Beziehungen zwischen Reichswehr und Roter Armee enthüllte. Sie bestanden bereits vor Abschluß des deutsch-sowjetrussischen Freundschaftsvertrages von Rapallo, im April 1922, nach dessen Unterzeichnung der deutsche Reichskanzler Dr. Wirth (Bild unten) mit dem spitzbärtigen sowjetischen Handelskommissar Krassin und dem eleganten Außenminister Tschitscherin, mit Aktentasche, noch ein freundschaftliches Gespräch führt.



Ein grauer Dezemberhimmel hängt über der deutschen Reichshauptstadt. Kalt pfeift der Wind um den mächtigen Steinbau des Reichstagsgebäudes, in dessen Wandelgängen die spannunggeladene Atmosphäre vor einer dramatischen Sitzung herrscht. Die alten Parlaments-Journalisten, witternd die Sensation der nächsten Stunde, drängen sich an die Abgeordneten heran, um noch schnell eine Information zu erhaschen, die sie ihrer Redaktion durchgeben können. Die sozialdemokratische Fraktion bereitet irgendeinen Angriff gegen die Regierung des Reichskanzlers Dr. Marx vor.

Dann schrillen die Glocken zur Sitzung am 16. Dezember 1926.

Reichstagspräsident Paul Löbe gibt dem Reichskanzler das Wort. Wenige Sätze spricht Dr. Marx, den kugelrunden, kahlen Schädel über das Manuskript gebeugt. Er weist die Forderung der Sozialdemokraten, nur in eine große Koalition eintreten zu wollen, wenn die Regierung ihren Rücktritt erkläre, entschieden zurück.

„Namens der Reichsregierung habe ich daher die Erklärung abzugeben, daß die Regierung entschlossen ist, nicht zurückzutreten.“

Sturm der Empörung

Die Parlamentsstenografen schreiben eilig mit, in den Bänken der Regierungsparteien klatschen die Abgeordneten Beifall. Jetzt geht der sozialdemokratische Abgeordnete Scheidemann ans Rednerpult. Der graue Haarkranz, der gepflegte Spitzbart und die gütig blickenden Augen unter den doppelten Lidern verleihen ihm das Aussehen eines Arztes alter Schule, eines Robert Koch oder von Bergmann. Die Weichheit seiner Gesichtszüge täuscht nicht. Der Politiker Philipp Scheidemann gehört nicht zu den radikalen Sozialisten, aber in dieser dritten Nachmittagsstunde entfacht er einen Sturm der Empörung.

„Kein Volk ist über seine Wehrmacht so schlecht unterrichtet wie das deutsche“, ruft er mit erhobener Stimme in den Saal. „Für das Ausland bilden die Dinge, die ich hier vorbringen will, nichts Neues mehr.“

Von rechts wird er durch den Zuruf unterbrochen: „Durch euch!“

Unbeirrt fährt Scheidemann fort:

„Das Reichswehrministerium hat eine sogenannte Sondergruppe ‚S. G.‘. Diese hat bei dem Abschluß von Verträgen zwischen den Junkersflugzeugwerken und Moskau mitgewirkt. Seit 1923 sind für diese ‚S. G.‘ jährlich etwa eine Million Goldmark bezahlt worden.“

Schweigend blickt Reichswehrminister Dr. Geßler auf der Regierungsbank vor sich hin. Die Unruhe in den Bänken der Rechts-Parteien wächst.

Der Redner sieht zu Dr. Geßler hinüber, als er, jedes Wort betonend, den nächsten Satz hinausschleudert:

„Das deutet auf eine unmittelbare Verbindung des Reichswehrministeriums mit Rußland hin, um eine Rüstungsindustrie im Ausland zu schaffen. In dem Vertrag mit Rußland ist der General Hasse beteiligt, der mit vollem Namen unterzeichnet hat.“

Wie eine Bombe wirkt diese Mitteilung unter den Abgeordneten der Rechten. Sie springen von den Sitzen auf, wütende Zurufe werden Scheidemann entgegengeschleudert:

„Unerhört! Lump! Raus!“

Der deutschnationale Abgeordnete Graf Westarp schreit mit hochrotem Gesicht:

„Das ist Landesverrat!“

Peinliche Enthüllungen

Die völkischen und deutschnationalen Abgeordneten verlassen unter lärmenden Rufen den Saal. Reichstagspräsident Paul Löbe schwingt die Glocke.

„Ich bitte um Ruhe für den Abgeordneten Scheidemann.“

Nun erwähnt der Redner einen Bericht im liberalen „Manchester Guardian“ vom 2. Dezember, wonach Flugzeuge, Gas und Bomben in Sowjetrußland für die Reichswehr hergestellt würden.

„Von den Veröffentlichungen des ‚Manchester Guardian‘ über Lieferung von Flugzeugen aus Junkers-Fabriken in Rußland werde ich im einzelnen nicht reden.“

„Nanu? Warum denn nicht?“ höhnen die kommunistischen Abgeordneten.

Scheidemann winkt mit der Hand beschwichtigend.

„Die Kommunisten werden auch noch auf ihre Rechnung kommen. Auf das Dementi der Reichswehr ist nicht viel zu geben. Die Reichswehr hat aus Furcht vor einem kommunistischen Putsch sich Granaten in Sowjetrußland bestellt. Die Waffen sind zu Schiff nach Stettin gebracht worden. Die kommunistische Parteistelle im Hafen von Leningrad soll davon orientiert gewesen sein.“

Auf den Presseplätzen stenografieren die Parlaments-Journalisten eifrig mit. In den Tageszeitungen verebbt jedoch bald die Diskussion über die Rußlandbeziehungen der Reichswehr.

Die Regierung Marx wird zwar gestürzt, aber am 31. Januar 1927 bildet Dr. Marx mit Einschluß der Deutschnationalen eine neue Regierung. Am gleichen Tag wird die Alliierte Militärkontrolle in Deutschland aufgehoben, vor deren argwöhnischen Augen die Reichswehr nach Rußland ausgewichen ist.

Sieben Jahre ist das Geheimnis bewahrt worden...

*

Und so begann es, im Sommer 1920.

Stockdunkel ist die Nacht über Litauen. Um das Spritzenhaus in Kowno schleichen ein paar schwerbewaffnete Zivilisten. Lautlos sackt der britische Posten zusammen. Aus einem Wirtshaus klingen englische Soldatenlieder herüber: It's a long, long way to Tipperary... Kein Brite hört das knackende Geräusch, als zwei keuchende Gestalten das Vorhängeschloß aufbrechen.

Nur Enver Pascha, der türkische Nationalist und ehemalige Kriegsminister, den britische Interventionstruppen gefangengenommen haben, als sein Flugzeug auf dem Wege nach Rußland hat notlanden müssen, lauscht mit angehaltenem Atem auf die unheimlichen Laute. Dann öffnet sich leise knarrend die Tür.

„Meine Freunde“, radebrecht er lebhaft, „meine deutschen Freunde haben mich nicht im Stich gelassen.“


RENDEZVOUS DER PROMINENZ:
Boutique HERMES, Paris
Eine Croco-Handtasche von HERMES kennzeichnet die Dame der guten Gesellschaft. So groß und international ist das Ansehen dieser Boutique, in der man Handschuhe, exquisite Seidenschals, die feinsten Lederwaren von klassischer Einfachheit kauft . . .
International ist der Ruf der Waldorf-Astoria Cigarette ASTOR. Geschmackssichere Cigarettenkenner auf fünf Kontinenten stimmen in ihrem Urteil überein:
Die ASTOR repräsentiert verfeinerte Rauchkultur.
Waldorf Astoria Cigaretten
ASTOR

„Pst! Leise!" unterbricht ihn unwillig eine Stimme, „wir müssen schleunigst verduften."

Männer einer deutschen Freikorps-Abteilung, die im Baltikum gegen die Bolschewisten kämpfen, haben ihn befreit.

Enver Pascha gelangt unbehelligt nach Moskau. Am 26. August 1920 schreibt der Türke an seinen deutschen Freund, den General von Seeckt:

„Es gibt hier eine Gruppe, die über wirkliche Macht verfügt und der Trotzki angehört, die für ein Abkommen mit Deutschland ist. Diese Gruppe würde bereit sein, die alte deutsche Grenze von 1914 anzuerkennen... Sollte es nicht möglich sein, Rußland inoffiziell Hilfe zu leisten und, wenn möglich, Waffen zu verkaufen, um die Stellung dieser Gruppe zu stärken?"

Heikle Aufgabe

General von Seeckt ist seit März 1920 Chef der Heeresleitung, in diesen Wochen ist auch der frühere Oberbürgermeister von Nürnberg, Dr. Geßler, zum Reichswehrminister ernannt worden. Die beiden Herren werden sich im Laufe der Zusammenarbeit nicht immer verstehen, denn der eigenwillige General wird manche Entscheidung fällen, die nach Meinung Dr. Geßlers über den Kopf des Reichswehrministers hinweg getroffen worden ist. Auch von der Anbahnung einer militärischen Zusammenarbeit zwischen Rußland und Deutschland wird der Reichswehrminister lange Zeit kein Sterbenswörtchen erfahren.

Der Chef der Heeresleitung legt den Brief Enver Paschas in den graugrünen Panzerschrank. Wochen vergehen, ehe General von Seeckt einen seiner Vertrauten, den Obersten Otto Hasse, zu sich bitten läßt.

„Die Russen bieten uns eine Zusammenarbeit an", beginnt von Seeckt das Gespräch, „wir sollten einmal sondieren, wieweit sie ernsthaft daran interessiert sind. Ich möchte Sie mit dieser etwas heiklen Aufgabe betreuen, mein lieber Oberst."

Nachdenklich blickt Oberst Hasse aus dem Fenster seines Dienstzimmers im Reichswehrministerium auf den milden Herbsttag; drunten, am Landwehrkanal, sitzen die alten Leute und Mütter auf den Holzbänken und lassen sich noch einmal von der Sonne erwärmen.

„Wen soll man schon nach Rußland schicken", murmelt der Oberst und beobachtet ein paar spielende Kinder. „Wen?"

Von dem sowjetischen Bevollmächtigten für die Verhandlungen über Kriegsgefangenenfragen, dem korpulenten fünfzigjährigen Victor Kopp, sind ein paarmal schon Vorschläge über den Aufbau russischer Rüstungsbetriebe mit deutscher Hilfe unterbreitet worden.

Inzwischen ist die Rote Armee vor Warschau von den polnischen Truppen geschlagen worden, die sowjetische Hoffnung, daß der Steppenbrand der Weltrevolution sich nach Mitteleuropa hineinfressen werde, ist zunächst gescheitert.

Lenin und die anderen Sowjetführer müssen erkennen, daß die militärische und wirtschaftliche Kraft des Landes noch nicht ausreicht, um gewaltsam die

Papp-Panzer. Die Sieger des ersten Weltkrieges hatten dem deutschen 100 000-Mann-Heer den Besitz von Panzern, Flugzeugen und chemischen Kampfmitteln verboten. Sofern Angehörige der Reichswehr an diesen modernen Waffen nicht insgeheim in Rußland ausgebildet werden konnten, mußte man sich in Deutschland mit Panzerattrappen behelfen.

Schwiegersohn des Sultans. Der ehemalige türkische Kriegsminister Enver Pascha, ein begeisterter Freund Deutschlands, knüpfte nach dem ersten Weltkrieg mit Hilfe von Seeckts die ersten Fäden zwischen der Reichswehr und der Roten Armee.

Umschlagplatz der Weltrevolution. In diesem Hause in Berlin, Unter den Linden 7, richtete sich die sowjetrussische Botschaft ein, als nach Abschluß des Rapallo-Vertrages, am 16. April 1922, die diplomatischen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion aufgenommen wurden.



Der moderne Vorhang für moderne Menschen



Best. Nr. 142198

acella läßt alle Räume besser wirken

Mit diesem Vorhang können Sie sich sehen lassen. Schön sieht er aus, und schön bleibt er auch. Ganz neue Raumwirkungen lassen sich damit erzielen – besonders mit den neuartigen Farbfoto-Dessins oder den doppelseitigen Mustern.

Die matte Oberfläche und der samtweiche Fall lassen gar nicht vermuten, daß der acella-Vorhang aus vollsynthetischem Material besteht mit den begehrten Vorzügen: bleibt lange sauber, leicht zu waschen (auch in der Waschmaschine), kein Wringen und Bügeln, wasch- und lichtecht.

Sie finden acella in guten Fachgeschäften und Kaufhäusern. **Sie erkennen acella** an der acella-Randmarke und ... an den entzückenden, frischen Mustern.





die weltbekannte Marke

ALLEINIGER HERSTELLER: J. H. BENECKE, HANNOVER

Ziele des Bolschewismus zu erreichen. Auf dem Allrussischen Sowjetkongreß im Dezember 1920 wird Lenin die Schwäche indirekt mit den Worten zugeben:

„Unsere Außenpolitik besteht – solange wir noch allein sind und die kapitalistische Welt stark ist – in dem Zwang, Uneinigkeiten auszunützen."

Dieses geschwächte Rußland sieht in der „deutschen Bourgeois-Regierung" einen natürlichen Verbündeten. „Der Sieg der Entente und der Versailler Frieden hat die große Mehrheit der deutschen Nation in eine Lage geworfen, in der sie nicht leben kann", diagnostiziert Lenin die politische Situation des von Polen und Frankreich umklammerten Deutschlands und fügt hinzu: „In dieser Lage wird Deutschland natürlicherweise zu einem Bündnis mit Rußland gedrängt."

In geheimer Mission

Im Reichswehrministerium hat Oberst Hasse inzwischen einen Mann gefunden, der ihm für die Rußland-Mission geeignet erscheint. Ein mittelgroßer, sportlich aussehender Major steht vor dem Vertrauten des Generals von Seeckt.

„Habe einen Auftrag für Sie." Der Oberst geht, mit auf dem Rücken verschränkten Armen, in seinem Dienstzimmer auf und ab. „Haben ja damals in Afghanistan gute Arbeit geleistet, wirklich großartig, wie Sie sich dann durchgeschlagen haben."

Major Oskar Ritter von Niedermayer lächelt geschmeichelt, er hört sich gern den „deutschen Lawrence" nennen.

„Sollen nach Rußland fahren, kleine Inspektionsreise zu Rüstungsbetrieben und Schiffswerften." Der Oberst weidet sich einen Augenblick an dem verblüfften Gesicht des Majors. „Na, mein Lieber? Haben wohl gedacht, sollen wieder 'n bißchen Krieg spielen? Nee, nee, diesmal nicht."

„Und wie lautet mein Auftrag im einzelnen?"

„Sehen Sie sich die Betriebe genau an. Wir sollen Anteile an der Produktion erhalten. Stellen Sie also fest, ob es lohnt, technische und finanzielle Hilfe zu leisten."

„Jawohl, Herr Oberst!"

„Sie werden unter dem Namen Neumann reisen. Die Paßangelegenheiten regelt das Auswärtige Amt."

Im Sommer 1921 fährt Oskar Ritter von Niedermayer nach Rußland. Inzwischen hat der große, elegante sowjetische Handelskommissar Krassin Ende Mai in Berlin mit deutschen Industriellen verhandelt, wie der britische Botschafter seiner Regierung mitteilt. Im gleichen Monat übernimmt der badische Gymnasiallehrer Dr. Joseph Wirth, der dem linken Flügel des Zentrums angehört, das Amt des Reichskanzlers. Er wird seine Hand schützend über die geheimen Beziehungen zwischen der Reichswehr und der Roten Armee halten.

*

Der erste Bericht des Majors von Niedermayer ist nicht sehr ermutigend. Aufmerksam hört General von Seeckt zu, gleich dem preußischen Generalfeldmarschall von Moltke zählt er zu den großen Schweigern in der Armee.

„Es fehlt an Rohstoffen, die Arbeiter sind aufs Land geflüchtet, die Maschinen sind verrostet. In den meisten Fabriken wird nicht gearbeitet."

Von Seeckt nickt.

„Ich danke Ihnen, Herr Major."

Der General hebt den Telefonhörer ab, als der Offizier das Zimmer verlassen hat.

„Verbinden Sie mich bitte mit Oberst Fischer."

Oberst Fischer ist der Leiter der Sondergruppe R (Rußland), die im zweiten Stock des Reichswehrministeriums untergebracht ist. Hier laufen die Fäden aller Verhandlungen über eine militärische Zusammenarbeit mit den Sowjets zusammen. Bei dem kleinen, drahtigen Oberst hat dieser Tage auch ein Direktor der Flugzeugwerke Junkers vorgesprochen, der Erkundigungen darüber eingezogen hat, ob das Reichswehrministerium bereit wäre, den Junkers-Werken beim Aufbau einer Flugzeugfabrik in der Sowjetunion finanzielle Hilfe zu gewähren. Der Vertreter von Junkers hat auch mit dem Auswärtigen Amt Fühlung aufgenommen.

Auf dem Schreibtisch des Obersten Fischer klingelt das Telefon.

„Fischer! Jawohl, Herr General! Die Herren kommen heute nachmittag zu einer Besprechung."

Aus der Muschel tönt die knappe militärische Anweisung:

„Sehen Sie zu, daß Sie den Vertrag mit den Junkers-Leuten bald unter Dach bringen."

Die Reichsbehörden sichern der Firma Junkers zu, daß sie das finanzielle Risiko eines solchen Unternehmens garantieren werden. Man verspricht ferner, bei der Beschaffung des Betriebskapitals von 600 Millionen Mark behilflich zu sein. In der Inflation schrumpft dieser Betrag allerdings auf einen Bruchteil des Nennwerts zusammen.

Krieg gegen Polen?

Das Werk wird in einer früheren Autofabrik in dem Ort Fili, zwölf Kilometer westlich von Moskau, errichtet. Später kommt es zwischen Junkers und der Reichsregierung zu erbitterten Auseinandersetzungen über die Schuldenregelung. Es geht um 12 Millionen Mark Schulden, deren Bezahlung Junkers von der Reichsregierung fordert. Auch der Reichstag muß sich mit dieser Angelegenheit befassen. Eine vertrauliche Denkschrift wird dann von einem Abgeordneten dem Berliner Korrespondenten des englischen liberalen Blattes „Manchester Guardian" zugespielt. Zwei Tage nach der Veröffentlichung in England übernimmt der „Vorwärts", das Parteiblatt der SPD, den Bericht, auf den sich die Angriffe des sozialdemokratischen Abgeordneten Scheidemann in seiner großen Rede vor dem Reichstag stützen.

Parallel zu den Verhandlungen mit den Vertretern der Junkers-Werke werden Besprechungen mit sowjetischen Unterhändlern geführt. Als unauffälliger Treffpunkt zwischen dem spitzbärtigen russischen Handelskommissar Krassin und General Hasse, der bald Chef des Truppenamtes werden wird, dient oft die Wohnung des Majors Kurt von Schleicher.

Ende 1921 reist General Hasse nach Moskau. Er wird begleitet von Major Tschunke, einem Freund von Seeckt. Der sowjetische Generalstabschef Lebedew empfängt die deutschen Offiziere, die in Zivil reisen, mit der vornehmen Höflichkeit eines alten Zarenoffiziers. Die Gespräche drehen sich bald um das Thema Polen.

„Wenn Sie uns ausreichend Hilfe zusichern", sagt der bärtige Lebedew, „dann können wir im Frühjahr den Krieg gegen Polen wiederaufnehmen."

Die deutschen Offiziere geben eine ausweichende Antwort. Sie wissen, daß das geschlagene deutsche Reich eine so weitgehende militärische Hilfe nicht leisten kann, und sie glauben auch nicht daran, daß es den Sowjets wirklich ernst ist mit einem Krieg gegen Polen. Aber im Reichswehrministerium in Berlin ist man gar nicht so abgeneigt, solche Gerüchte zu nähren.

Die Reise des Generals Hasse ist in Warschau nicht unbemerkt geblieben. Im polnischen Generalstab herrscht in jenen Wochen einige Nervosität. Major Tschunke wird später in einem Brief an den Generalleutnant von Rabenau, den Biographen des Generals von Seeckt, mitteilen:

„Ich glaube, daß die Tatsache des guten militärischen deutsch-sowjetischen Einvernehmens und allerlei Vermutungen die Polen damals daran gehindert haben, Ostpreußen und den Rest Schlesiens einzustecken."

Die Russen erwidern den Besuch des Generals Hasse im Februar 1922. Unter Beachtung größter Geheimhaltung empfängt General von Seeckt die Repräsentanten der Roten Arbeiter- und Bauernarmee. Auch Karl Radek ist wieder in Berlin, jener russische Revolutionär, den Lenin kurz vor dem Spartakus-Aufstand nach Deutschland geschickt hatte.

Audienz beim Feind

Der ehrgeizige Journalist und diplomatische Laufbursche Lenins erreicht es am 12. Februar, von General Seeckt empfangen zu werden. Hochaufgerichtet, eingezwängt in die feldgraue Uniform, steht der General in seinem Arbeitszimmer. Sein Adjutant, Hauptmann von Selchow, meldet den Besucher an.

„Ich lasse bitten!"

In salopper Kleidung tritt Radek in den preußisch-schlicht eingerichteten Raum. Mit einem jiddisch gefärbten Akzent begrüßt er von Seeckt:

„Guten Tag, Herr General!"

Interessiert mustert von Seeckt den Vertreter der Weltrevolution, den Mann, der in Deutschland zahlreiche kommunistische Aufstände anzettelt, die von den Truppen der Reichswehr blutig niedergeschlagen werden. In Hunderten von Reden und Artikeln hat der Journalist Radek die feudale Offiziersclique des preußischen Militarismus angegriffen, hat er den Sturz der verhaßten Bourgeoisie gefordert, und nun verhandelt er selbst mit einem der vornehmsten Repräsentanten des deutschen Adels. Aber Radek hat sich an solchen Empfindlichkeiten nie gestört. Er hat schon während der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk mit den deutschen Militärs in einer sehr burschikosen Sprache geredet. Etwas amüsiert betrachtet von Seeckt seinen Gast.

„Wollen wir uns nicht setzen? Bitte!"

Radek läßt sich in den Ledersessel fallen.

„Sprechen wir offen, Herr General! Sie haben gewisse Interessen, militärische Einrichtungen und Ausbildungsstätten vor den Augen der Interalliierten Kontrollkommission zu verbergen, und wir sind an der Ausbildung unserer Offiziere und am Aufbau einer Rüstungsindustrie interessiert."

General von Seeckt schweigt. Es ist nicht seine Art, Gesprächspartnern sofort ins Wort zu fallen.

„Nur die engen Beziehungen zum Westen, insbesondere zu Großbritannien gefallen uns ganz und gar nicht", fährt Radek fort.

Der General lächelt höflich.

„Deutschland muß mit England als einem Gegengewicht zu Frankreich flirten."

„Ihr neuer Außenminister, der Herr Rathenau, scheint uns aber doch zu sehr westorientiert."

„Harmlose" Reisende

Karl Radek hat allerdings bereits einige Minen gelegt, um den deutschen Flirt mit dem Westen etwas abzukühlen. Dem Herrn von Maltzan, dem Leiter der Rußland-Abteilung im Auswärtigen Amt, hat er vertraulich angedeutet, daß Frankreich die Anerkennung der sowjetischen Regierung, Kredite und absolute Neutralität bei einem neuen russischen Angriff auf Polen zugesagt habe, wenn die Sowjetunion dafür den Versailler Vertrag akzeptiere und ihn gegen Deutschland anwende, das heißt, unter Hinweis auf Artikel 116 auch Reparationen fordern werde. Eine neue französisch-russische Allianz aber gehört zu den Alpträumen deutscher Politiker und Militärs. General von Seeckt behandelt darum auch seinen sowjetischen Besucher mit ausgesuchter Höflichkeit.

Am 16. April 1922 wird zwischen der Sowjetunion und dem Deutschen Reich in Rapallo überraschend ein Sondervertrag abgeschlossen, der die Ansprüche aus der Zeit des Krieges zwischen Deutschland und dem früheren Rußland als erledigt ansieht, Sowjetrußland verzichtet auf Ansprüche aus dem Artikel 116 des Versailler Vertrages. Beide Mächte nehmen die diplomatischen Beziehungen auf. Am 29. Juli wird in Berlin ein Geheimabkommen über die militärische Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Sowjetrußland von General von Seeckt unterzeichnet.

*

Die drei Reisenden im Nordexpreß Paris-Riga blinzeln müde durch die Scheibe des Abteilfensters. Ein Herr im grauen Anzug zieht seine goldene Taschenuhr aus der Weste.

„Eigentlich müßten wir bald da sein."

Die lettische Zollkontrolle haben sie bereits hinter sich, diese Herren, in deren Pässen als Berufsbezeichnung „Kaufmann", „technischer Angestellter" oder „Vertreter" steht. Sie sehen gut situiert aus; der etwas kurze Haarschnitt läßt die sportlich disziplinierten Gesichter deutlich hervortreten. Der lettische Schaffner hat ein paarmal einen mißtrauischen Blick in das Abteil geworfen, eine unbestimmte Ahnung mag ihn vielleicht beschlichen haben, aber die Fahrkarten sind in Ordnung.

In Dünaburg steigen die Reisenden aus. Forschend blicken sie sich auf dem Bahnsteig um. Suchen sie jemanden? Werden sie erwartet? Plötzlich tritt ein kleines, unscheinbares Männchen auf sie zu.

Im nächsten Heft:
„Polen muß erledigt werden" Das Russengeschäft förderte Hitlers Aufrüstung · Der Reichspräsident wird nicht informiert · Schlafzimmergespräche unter Diplomaten.

Hier ist
Persil
zu Hause!

In jedem gepflegten Haushalt –
für all' Ihre Wäsche – Persil 59,
das ganz moderne Waschmittel!

Das sind die Vorzüge von Persil 59:

* eigene Einweichwirkung
* neue, wunderbare Waschkraft
* Vorzug echter Wäschepflege
* für die weiße, bunte, feine Wäsche
* für die Waschmaschine

Jedes Riesenpaket enthält
2 Doppelpakete – 20 Pfg. Ersparnis!

das beste Persil, das es je gab!

P 10/61



DAS TAL DER KÖNIGE

Roman einer Ausgrabung von Lawrence Bachmann



„Es tut mir leid, daß ich mich verspätet habe", waren ihre ersten Worte. „Das Pferd und ich waren anderer Meinung wegen eines Hindernisses." Zeichnung Grazioli

Die Nachricht, auf die Hank Barton in Luxor wartete, war nicht eingetroffen. Dafür gab es eine Menge Unannehmlichkeiten mit Einheimischen und eine Begegnung mit dem Polizeikommissar, den er nach der Ermordung seiner Freunde im Tal der Könige kennengelernt hatte. Nach Rückkehr ins Hotel erwartet ihn in seinem Zimmer ein Abgesandter des Händlers Abdel Rusai. Wieder geht es mit dem Auto bei Nacht auf unbekannten Wegen durch die Stadt.

Ich habe die Brotkrumen vergessen, um den Weg zu markieren", sagte ich, aber mein Begleiter verstand meine ironische Bemerkung überhaupt nicht. Er fragte nur zurück, was ich vergessen habe, und ich winkte wortlos ab. Ich lehnte mich im Sitz zurück und schloß die Augen. Die Fahrt war kürzer und angenehmer als die erste an diesem Abend. Wir fuhren etwa eine Viertelstunde. Der Zahl der Kurven nach durfte ich mit Sicherheit annehmen, daß wir noch in Luxor waren. Endlich hielt der Wagen; mein Begleiter stieg als erster aus und zog mich hastig ein paar Stufen hinauf. Ich konnte nur noch sehen, daß das Auto in einen Torweg abbog, dann standen wir auch schon in der weiträumigen Villa.

Mein dicker Führer dirigierte mich durch den spärlich erleuchteten Vorplatz zu einer Tür. Er schloß sie hinter mir, blieb aber selbst draußen. Ich stand in einem Raum, der genauso aussah wie Abdel Rusals Zimmer in Kairo: es erweckte den Eindruck eines Zeltes in der Wüste. Mein Gastgeber stand in der Mitte des Raumes; er trug einen makellos weißen Burnus und begrüßte mich mit der üblichen Mischung von Höflichkeit und Würde. Während ich versuchte, es mir auf einem Teppich bequem zu machen – hier war kein Stuhl als Kompromiß für einen Europäer aufgestellt – entschuldigte sich Abdel Rusal, weil er mich in Luxor so lange hatte warten lassen.

„Sie haben die Zeit leider nicht genutzt, sich die schöne Umgebung anzusehen", schloß er.

„Ich habe ununterbrochen auf eine Nachricht von Ihnen gewartet", erwiderte ich. „Außerdem war es viel zu heiß für eine Exkursion."

„Es war nötig, einige Vorsichtsmaßnahmen zu treffen, ehe wir uns sehen konnten", erklärte mein Gastgeber.

„Das habe ich gemerkt. Ihre Leute sind mir die ganze Zeit auf den Fersen geblieben."

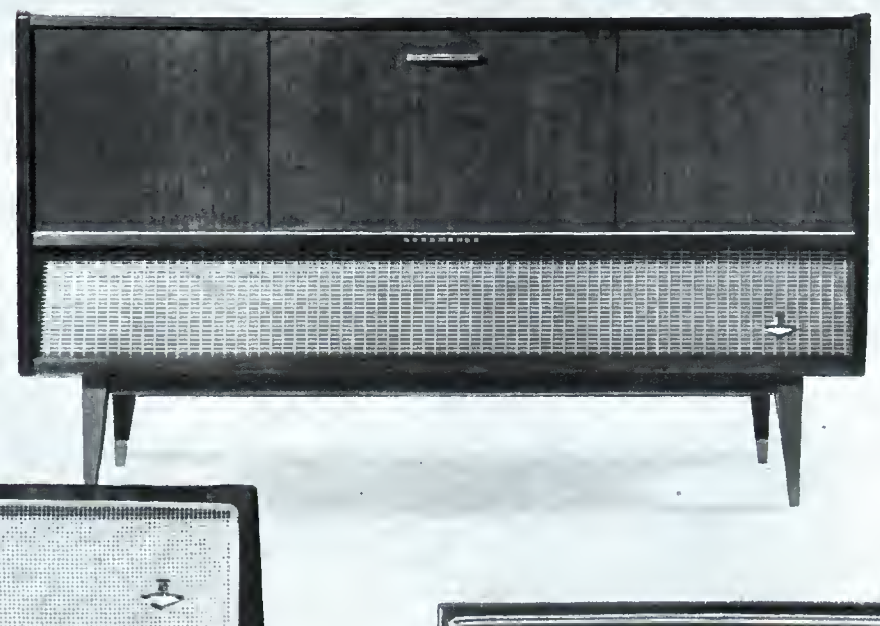
„Taten sie das wirklich?" fragte er und schien nicht weiter erstaunt, daß ich es bemerkt hatte. „Vielleicht waren es gar nicht meine Leute."

„Wer sollte es denn gewesen sein?" fragte ich.

Er hob fragend die Schultern.

Präzision und Fortschritt

NORDMENDE-Stereo-Konzertschränke. Anspruchsvolle Musikfreunde aus aller Welt bevorzugen NORDMENDE-Konzertschränke. Sie schätzen die erstklassige Musikwiedergabe, die echtes stereophonisches Erleben vermittelt. Sie lieben die klare, klassisch schöne Form, die sich harmonisch in das Bild jeder Wohnung einfügt. Von DM 595,– bis DM 1148,–





NORDMENDE-Rundfunkgeräte. In mehr als 100 Ländern werden NORDMENDE-Rundfunkempfänger als Geräte der internationalen Spitzenklasse bewertet. Millionen Hörer bevorzugen ihre Empfangsleistungen und den wundervollen, ausgewogenen Klang. Selbstverständlich enthalten sie hochwertige HiFi- oder 2-Kanal-Vollstereoverstärker. Ihre Formen bestechen auf den ersten Blick. Von DM 235,– bis DM 475,–



NORDMENDE-Volltransistorempfänger. Die Vorrangstellung auf dem deutschen und internationalen Markt verdanken die formschönen NORDMENDE-Volltransistorempfänger ihrer ungewöhnlichen Empfangsleistung und ihrem hervorragenden Klang. Mehr als eine halbe Million kritische Käufer entschieden sich allein in den letzten 2 Jahren für NORDMENDE-Transistorkoffer – in Qualität und Preis wahre Bestseller! Von DM 115,– bis DM 218,–

NORDMENDE-Fernsehempfänger sind internationale Spitzenklasse. Sie bieten Ihnen für Ihr Geld den denkbar höchsten Gegenwert – einfach alles, was Sie von einem Markengerät an fortschrittlicher Technik, Präzision und Bedienungskomfort erwarten. Zukunftssicher durch UHF-Empfangsteil für das Zweite und weitere Programme; der Zeit voraus durch 59 cm-Panorama-Bildrohr. Von DM 778,– bis DM 2081,–

Unablässig sind NORDMENDE-Wissenschaftler und -Ingenieure bemüht, das Modernste und Fortschrittlichste zu entwickeln und zu bauen. Ständig beweist NORDMENDE, daß Fortschritt und Präzision die höchsten Werte sind, die der Markt zu bieten hat. Nur Geräte, die diese hervorragenden Eigenschaften haben, machen sich auf die Dauer bezahlt und stellen den absoluten Gegenwert für Ihr Geld dar.

Ihr Fachhändler führt NORDMENDE-Geräte gern unverbindlich vor. Fordern Sie bitte Prospekte – gegebenenfalls direkt von NORDMENDE Bremen.





PEER EXPOR
eine deutsche Qualitätsciga
World famous quality
Kingsize · Filter · Cork
PEER EXPORT
PEER
PEER EXPORT
MADE IN GERMANY
PRODUCT OF WEST BERLIN
Ein Erzeugnis der Cigarettenfabrik Kristinus
©Copyright 1961/Z35
Neu und einmalig: Ei
internationalen 20-St
Bestimmt für den we
Grenzen: PEER EXP


RT
rette für den Weltmarkt
EXPORT
KRISTINUS
PEER
EXPORT
FILTER
PEER EXPORT
KINGSIZE FILTER CORK
MADE IN GERMANY
made in
Germany
Inlandspreis
20 Stück
DM 1,75
Fotografiert für PEER EXPORT: New York
ne deutsche Export-Cigarette – original in der
ück-Packung – zum Inlandspreis von DM 1,75.
ltoffenen Raucher diesseits und jenseits der
ORT – ihr Feld ist die Welt!

DAS TAL DER KÖNIGE

„Sehen Sie, deshalb war Vorsicht notwendig." Damit schloß er das Thema ab und fragte: „Was möchten Sie trinken? Whisky oder vielleicht eine Tasse Tee?"

„Wenn es Ihnen keine Mühe macht, am liebsten Ihren ausgezeichneten Kaffee", gab ich zur Antwort.

„Ein hervorragender Gedanke." Er klatschte in die Hände. Ein Diener erschien, nahm Abdel Rusals Wünsche entgegen, verschwand schnell und kam kurz darauf mit einem Tablett zurück, auf dem die Kaffeemaschine stand: zwei Glaskugeln übereinander, gehalten von einem galgenförmig gebogenen Rohr. In der unteren Kugel kochte das Wasser über einer Spiritusflamme und stieg durch ein Glasrohr, das das Kaffeepulver enthielt. Ich betrachtete den Vorgang mit großem Interesse. Abdel Rusal erläuterte, daß das Wasser zwei Minuten kochen müsse. Dann wurde die Flamme gelöscht, und die Flüssigkeit strömte in den unteren Kolben zurück. Jetzt begann die Prozedur von neuem. Diesmal blieb der kochende Kaffee nur kurze Zeit in der oberen Kugel. Sobald er nach unten gefiltert war, nahm der Diener den oberen Behälter ab und goß uns den Kaffee in kleine Täßchen.

„Zucker?" fragte Abdel Rusal und reichte mir eine Tasse.

„Nein danke." Auch er nahm keinen Zucker. Geräuschlos entfernte sich der Diener. Der Kaffee war ausgezeichnet, und Abdel Rusal schenkte mir noch zwei Mal ein.

„Wir mußten Erkundigungen über Sie einziehen, Mr. Barton", sagte er schließlich, nachdem er die Konversation mit einigen allgemeinen Redensarten eingeleitet hatte.

Ich setzte die Tasse ab. „Was heißt das, Erkundigungen einziehen?" fragte ich.

„Oh, Ihr Privatleben interessiert uns nicht. Wir wollen nicht wissen, wie oft Sie verheiratet waren oder welche politische Gesinnung Sie haben. Wir sind nur an einem interessiert, ob Sie auch genug Geld haben, um die Dinge bezahlen zu können, die wir Ihnen verkaufen wollen."

Ich nahm die Kaffeetasse beruhigt wieder auf.

„Wir haben herausbekommen, daß Sie ein großes Guthaben in Kairo besitzen und klugerweise dafür gesorgt haben, auch hier darüber verfügen zu können."

„Stimmt."

Obwohl er nach wie vor sehr würdevoll blieb, machte er – vielleicht war es seine Stimme – den Eindruck einer schnurrenden Katze. Wie jeder ausgeprägte Egoist beobachtete er sein Benehmen sehr genau und schien sich zu gefallen. Als er seine Tasse aufnehmen wollte und dabei den Kopf zur Seite drehte, überlegte ich, wo ich schon einmal ein ähnliches Profil gesehen hatte.

„Das Geschäft, das ich Ihnen vorzuschlagen habe, wird wohl für uns beide sehr vorteilhaft sein", sagte er. „Ich bin der Auffassung, daß eine große Transaktion rentabler ist als viele kleine; denn mit jedem Geschäft, ob groß oder klein, ist ja immer das gleiche Risiko verbunden. Machen wir einen großen Schlag – und ich hoffe, es wird einer – dann vermindern wir die Gefahren."

„Sie können sich dann von den Geschäften zurückziehen", unterstellte ich.

„Jawohl. Wenigstens für einige Zeit, bis die Situation nicht mehr so schwierig ist wie gerade jetzt, wo wir besonders vorsichtig sein müssen. Sie verstehen mich doch?"

„Sie wollen sagen, daß Sie von den Behörden beobachtet werden?" fragte ich plump.

„Die Behörden sind wachsam, aber wir sind ihnen bisher noch nicht aufgefallen. Ich möchte auch nicht, daß es so weit kommt. Die Situation war öfter schon so; dann ziehen wir uns eben für eine Weile zurück. Unsere Ware wird ja nicht unmodern."

„Sehr richtig", gab ich zu. „Da gibt es keine neuen Modelle. Aber wenn Sie sich zurückziehen, könnte vielleicht die Konkurrenz groß werden und Sie aus dem Geschäft verdrängen."

Aus seiner Kehle kam ein glucksendes Geräusch, fast ein Lachen. „Es gibt keine Konkurrenz, Mr. Barton. Niemand sonst hat diese Ware. Meine Familie ist seit vielen tausend Jahren in dieser Branche tätig. Sicher wird gelegentlich mal ein kleinerer Gegenstand aus einem Museum oder einer Privatsammlung gestohlen; vielleicht läßt auch ein Arbeiter bei einer Ausgrabung etwas mitgehen, aber das sind kleine Fische. Wenn wir nicht verkaufen, gibt es nichts."

„Ich bin froh, daß ich die richtige Quelle gefunden habe", sagte ich voll echter Überzeugung.

„Haben Sie an irgend etwas Bestimmtes gedacht, was Sie erwerben möchten?" fragte Abdel Rusal.

„Nicht eigentlich", antwortete ich, um möglichst viel Spielraum zu lassen. „Es soll natürlich etwas Besonderes sein. Etwas Außerordentliches. Ein besonders edles Stück, vielleicht auch mehrere Gegenstände, wert in einem Museum zu stehen." Ich beeilte mich hinzuzufügen: „Natürlich darf jetzt darüber nichts bekannt werden."

„Groß und umfangreich darf es ja leider nicht sein", Abdel Rusal schüttelte den Kopf. „Es wäre natürlich großartig, wenn Sie die Mumie und den Sarkophag eines Pharao mitnehmen könnten. Aber das ist ausgeschlossen."

„Haben Sie denn so etwas?" wollte ich wissen.

Er beantwortete meine Frage nicht, sondern sagte: „Es wäre einfacher, wenn ich wüßte, was Sie wollen."

„Das kann ich Ihnen bestimmt sagen, wenn ich sehe, was Sie haben."

Er starrte mich an. Seine Pupillen wurden weit und ich spürte, wie sie mich aufsogen. Ein Rauschen klang in meinen Ohren, als triebe ich einen Strom hinab und näherte mich einem Wasserfall. Mit größter geistiger und körperlicher Anstrengung fuhr ich fort: „Ist das zuviel verlangt?"

„Vielleicht", sagte er. Seine Pupillen wurden wieder normal, und das Rauschen hörte auf. Ich fühlte mich sehr schwach. „Es wäre viel einfacher, wenn Sie wüßten, was Sie kaufen wollen. Dann könnte ich Ihnen sagen, ob wir es liefern können oder nicht, und alles wäre sehr schnell erledigt."

„Leider verstehe ich nicht genug von diesen Dingen", sagte ich, „aber wenn ich sie sehe und es gefällt mir etwas,

dann können wir über den Preis verhandeln. Wenn ich eine Uhr kaufen will, zeigt mir der Juwelier auch nicht nur eine Uhr, sondern er legt mir ein ganzes Sortiment vor. Und wenn er ein geschickter Kaufmann ist, wird er mir auch noch einiges andere zeigen, Ringe, Armbänder, Juwelen, um meine Kauflust zu reizen."

„Ich verstehe Sie vollkommen", sagte Abdel Rusal, „aber ich bin kein Kaufmann in diesem Sinne. Alles, was ich habe, ist einmalig."

„Dann lassen Sie es mich doch sehen."

Er betrachtete den Kaffeesatz in seiner Tasse und fragte mit einer Geste, ob ich noch mehr Kaffee haben wollte. Ich nickte und er schenkte ein.

„Das könnte gefährlich werden", sagte er schließlich.

„Sie sagen das so, als ob ein Drache die Schätze bewache."

„Vielleicht ist es auch so", meinte er. „Aber Sie gefallen mir, Mr. Barton. Ich möchte mit Ihnen ein ganz großes Geschäft abschließen und mich dann für einige Zeit zurückziehen."

„Sie können sich auf mich verlassen. Warum ist es denn so gefährlich?"

„Sie müssen innerhalb weniger Stunden aus Ägypten verschwinden, sobald Sie meine Sachen gesehen haben. Ich kann das Risiko nicht auf mich nehmen, daß Sie dann noch hier bleiben. Sie könnten mich anzeigen."

„Ich kenne die Gesetze nicht, aber ich kann mir vorstellen, daß ich mich ebenfalls strafbar mache, wenn ich Ihnen etwas abkaufe."

„Da haben Sie recht, aber ich möchte auf keinen Fall, daß man die Dinge, die ich Ihnen verkauft habe, bei Ihnen findet."

„Ich habe alles vorbereitet und werde bar bezahlen."

„Wenn die Bank offen ist", fügte er hinzu.

Ich nickte zustimmend und trank den letzten Schluck Kaffee. „Wahrscheinlich kann ich ja nur verhältnismäßig kleine Ding mitnehmen", sagte ich.

„Das ist klar, sonst gäbe es bei Ihrer Ausreise die größten Schwierigkeiten. Wenn Sie erst mal drüben sind, wird es einfacher sein. Da können Sie es leicht erklären."

„Ja natürlich."

Das waren die letzten Worte, an die ich mich erinnern konnte. Das Zimmer oder Zelt schimmerte plötzlich in den lebhaftesten Farben. Abdel Rusal beugte sich vor. Er streckte mir seine offene Hand entgegen: ein Skarabäus lag darauf. Das Gegenstück zu dem, den ich schon von ihm bekommen hatte. Ich wußte genau, daß es ein anderer war; denn der meine lag wohlverwahrt im Hotelsafe. Ich starrte gebannt auf das Kleinod und wußte, daß der Bauch des Käfers das Phönix-Siegel tragen mußte. Als ich es mir ansah, bewegte Abdel Rusal abermals die Hand und ein weiterer Skarabäus kam zum Vorschein, gleichsam aus dem Teppich hervorgekrochen. Er wurde größer und immer größer, je näher ich ihn mir betrachtete. Ich beugte mich vor; beide Insekten schienen ins Ungemessene zu wachsen, als ich über ihnen zusammenbrach.

Die Sonne fiel durch den Blendschutz am Fenster und zeichnete ein Gitter auf die blauen Fliesen des

DAS TAL DER KÖNIGE

Zimmerbodens. Es war jedoch nicht das Licht, sondern die Hitze, die meinen Schlaf störte und mich schließlich aufweckte. Der Raum war zum Ersticken heiß, die Bettlaken feucht von Schweiß. Ich war plötzlich hellwach, aber mein Kopf hämmerte und schmerzte. Nur mit größter Anstrengung konnte ich mich aufsetzen und mit den Füßen nach meinen Strohslippers angeln. Ich stolperte durch das Zimmer und stieß die äußere Tür so weit auf, daß sie gegen die Wand prallte. Kein Wunder, daß es so heiß war: der Durchzug fehlte. Sobald ich die innere Tür mit den Ventilationslöchern geschlossen hatte, spürte ich einen angenehmen Windhauch.

Ich lehnte mich gegen die Wand; hoffentlich wurde es bald klarer in meinem Schädel. Warum hatte ich die äußere Tür überhaupt geschlossen? Aus Versehen? Ich konnte mich überhaupt nicht erinnern, wie ich vergangene Nacht ins Hotel zurück und schließlich in mein Bett gekommen war. Ich sah mich im Zimmer um. Alles lag an seinem Platz. Meine Kleider hingen ordentlich über einem Stuhl – zu ordentlich. Ich holte meine blaue Seidenjacke und tastete nach der Brieftasche. Es fehlte nichts. Der Unbekannte, der mich ins Hotel gebracht, sorgfältig ausgezogen und schließlich ins Bett gelegt hatte, ließ die günstige Gelegenheit, sich zu bereichern, ungenützt.

Mit finsteren Gedanken ging ich in das Badezimmer und drehte den kalten Hahn der Dusche auf. Das prasselnde Geräusch des Wasser gegen die Glaswände und den Plastikvorhang ließ mich bereits erschauern. Ich ging unter die Brause, aber zu dieser Stunde war das Wasser schon zu warm. Die Dusche milderte jedoch meine Kopfschmerzen, und ich konnte endlich klarer denken.

Ganz klar, daß man mir nichts, gestohlen hatte; schließlich war ich ja viel mehr wert als das Bargeld, das ich bei mir getragen hatte. Beim Abtrocknen kam mir ein Gedanke. Ich lief ins Schlafzimmer zurück, wobei ich nasse Fußabdrücke auf dem Boden hinterließ. Ich sah auf die Uhr. Zehn Minuten vor neun. Der kleine Wecker in meinem Kopf hatte mich nicht im Stich gelassen: ich war gerade noch rechtzeitig aufgewacht, um meine Verabredung einzuhalten. Ich ging ins Bad zurück und rasierte mich.

Zwei Minuten vor neun war ich beim Portier. Es waren keine Gäste in der Halle. Mein Freund vom Vorabend, der mit dem aus Holz geschnittenen Gesicht, hatte Dienst. Als wir uns einen guten Morgen gewünscht hatten, fragte ich ihn: „Waren Sie heute nacht eigentlich hier, als ich nach Hause kam?"

„Nein, ich wurde um Mitternacht abgelöst. Ich habe Mrs. Carr Ihre Nachricht übermittelt. Sie kam kurz vor zehn."

„Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann und wie ich heute nacht nach Hause kam." Das Hämmern in meinem Schädel wurde heftiger, sobald ich auch nur versuchte, an die Ereignisse der letzten Nacht zu denken. Meist sind die Leute, die einen verbummelten Abend rekonstruieren wollen, sehr überrascht. Ich war ganz und gar nicht

überrascht. Ich wollte nur die Einzelheiten möglichst schnell erfahren.

„Sie sind gegen Morgen gekommen, Sir, als es anfing hell zu werden. Mein Kollege berichtete es mir", sagte er leise. „Sie kamen mit einem Taxi. Der Fahrer erzählte, Sie oder irgend jemand anderer hätten ihn zu einem reichlich munteren Platz bestellt. Offensichtlich schliefen Sie sofort im Wagen ein; Sie waren auch nicht wach zu rütteln."

„Ich kann mich an nichts mehr erinnern", sagte ich. „Hat Ihr Kollege noch mehr erzählt?"

„Er und der Chauffeur trugen Sie auf Ihr Zimmer und legten Sie ins Bett. Er hat übrigens das Taxi bezahlt; wir setzen es auf Ihre Rechnung."

„Ich danke Ihnen und Ihrem Kollegen."

Ich ging durch den Korridor mit den vielen Vitrinen, in denen äußerst teure Dinge sehr verlockend angeboten wurden. Hier war es noch kühl im Gegensatz zu der Frühstücksterrasse, wo unter einer bunten Markise die Tische mit gestärkten Tüchern, Servietten und glänzendem Silber gedeckt waren. Ich konnte nichts Glänzendes ertragen und ging deshalb schnell zum Ende der Terrasse, wo ein plätschernder Springbrunnen Kühlung verhieß. Ein Boy, in blütendweißem Dreß, der Gesicht und Hände besonders dunkel erscheinen ließ, klapperte geschäftig mit Eiswürfeln in einem silbernen Behälter. Er eilte auf mich zu, nahm mein Glas und füllte es mit Eiswasser. Er war kaum ein paar Schritte vom Tisch weg, da hatte ich das Glas schon geleert und rief ihn zurück. Ich bat ihn, den Wasserkrug auf meinen Tisch zu stellen.

Als ich zum dritten Mal trank, sah ich durch das Glas einen schlanken jungen Mann die Stufen heraufkommen und über die Terrasse eilen. Ich staunte über soviel Beweglichkeit an einem so heißen Tag. Ich griff nach dem Wasserkrug, um mein Glas wieder zu füllen. Dabei betrachtete ich den Jüngling genau, ohne daß diesmal ein beschlagenes Glas meinen Blick trübte. Er trug einen Reitanzug aus weißem Leinen, schwarze niedere Reitstiefel, einen geflochtenen roten Ledergürtel und ein weißes Hemd, das deutlich die Jugend erkennen ließ, aber auch verriet, daß kein Jüngling, sondern eine Frau in ihm steckte. Ich stand auf, als sie auf meinen Tisch zukam und fühlte mich sofort besser. Sie mußte meine Bewunderung in meinen Augen gelesen haben; denn sie lächelte und erwiderte meinen Gruß herzlicher als nötig gewesen wäre. Ich schob ihren Stuhl zurecht und setzte mich dann neben sie.

„Es tut mir leid, daß ich mich verspätet habe", sagte Mary. „Das Pferd und ich waren verschiedener Meinung wegen eines Hindernisses."

„Wahrscheinlich haben Sie recht behalten. Sie sehen nämlich nicht aus, als hätten Sie eine Schlappe erlitten."

„Verlieren ist immer eine schlechte Sache."

Ungeachtet meiner Kopfschmerzen war ich bereit, mir anzuhören, wie man Pferde behandeln muß, um immer die Oberhand zu behalten, da kam glücklicherweise der Kellner. Wohlüberlegt und voller Rücksicht aufeinander wählten wir unser Frühstück aus, wie es ein Ehepaar macht, das in aller Freundschaft die Scheidung beschlossen hat und nun bemerkt, daß auch die alltäglichen Dinge alte Wunden wieder aufreißen können.

„Ich habe schrecklichen Hunger", sagte sie, als der Kellner unsere Bestellung notiert hatte und verschwunden war. „Ich habe einen ziemlich langen Ritt hinter mir."

„Ich habe auch einen Ritt hinter mir, aber ich habe keine Ahnung, wo ich gewesen bin." Meine innere Unruhe war zweifellos auf meiner gerunzelten Stirn und in meinen Augen zu lesen.

„Was ist denn geschehen?"

Ein unsichtbarer eiserner Ring legte sich um meinen Kopf, sobald ich die letzte Nacht rekonstruieren wollte. Der Druck löste sich wieder, als ich statt einer Antwort fragte: „Was machen Sie denn in Luxor?"

„Ich hatte Angst um Sie, Philip."

„Das ist nicht nötig. Ich bin alt genug, um alleine auf mich acht zu geben", erwiderte ich ärgerlich. Im gleichen Augenblick hatte ich ein Gefühl, das ich als Kind bei meiner ersten Fahrt in einem Lift spürte: mein Magen schien sich umzudrehen.

„Ich will nicht mit Ihnen streiten", sagte sie ruhig. Sicher sah ich jetzt ganz und gar nicht danach aus, als ob ich alleine auf mich aufpassen könnte. Bestimmt hatte ich tiefe Furchen im Gesicht; sie treten immer auf, wenn ich lange Zeit intensiv und ohne den notwendigen Schlaf arbeite. Mary aber sagte nur: „Sie sind erst bei Morgengrauen ins Hotel gekommen."

„Sie sollten wissen, wo ich war."

„Bei Abdel Rusal?"

„Sie sind ein kluges, kleines Mädchen."

Bei meinen sarkastischen Worten wurde sie rot vor Zorn. Ihre Lippen waren nur noch ein schmaler Strich, aber sie beherrschte sich. „Deshalb habe ich mich ja so beunruhigt", sagte sie.

„Das wundert mich aber sehr. Haben Sie denn nicht alles getan, damit ich mit ihm in Verbindung kam?" Als sie zögernd nickte, fuhr ich fort: „Warum beunruhigen Sie sich dann? Sie haben doch erreicht, was Sie wollten."

„Ich wollte es ja nicht."

„Ach, Sie wurden am Ende dazu gezwungen?"

„Nein", sagte sie nachdenklich, „wenn mich jemand gezwungen hat, dann sind Sie selbst es gewesen."

„Wie meinen Sie das?"

„Wir trafen uns auf dem Schiff", sie blickte starr auf den leeren Teller vor sich, als lese sie dort den Lauf der Ereignisse ab. „Das war sehr hübsch. Nein, mehr! Es war, als hätte ich einen Menschen wiedergetroffen, den ich vor vielen Jahren einmal geliebt, dann aber aus den Augen verloren hatte. Sie waren heiter und amüsant, aber in Ihrem Innern waren Sie unglücklich; das spürte ich." Sie blickte auf, sah mir ins Gesicht. Ihre Augen wurden von den Wimpern umrahmt wie eine Blüte von den Kelchblättern. „Sie sind zu allem übrigen auch noch ein recht gut aussehender Mann, Philip."

„Hank", korrigierte ich sie, „nicht Philip."

„Hank", wiederholte sie so leise, als wolle sie es versuchen. „Hank, ja, ich glaube, das paßt besser zu Ihnen." Sie atmete tief und fuhr dann fort: „Es war sehr schön an Bord; alle diese Spiele. Aber erst viel später merkte ich, daß Sie die ganze Zeit über nicht nur gespielt hatten. Das hat mich tief betroffen. Ich war gekränkt und es war mir deshalb völlig gleichgültig, wenn ich Sie kränkte."

„Es tut mir leid", sagte ich.

In diesem Augenblick bemerkten wir gleichzeitig, daß der Kellner hinter uns stand und Mary eine halbe Melone,

mir einen Orangensaft servieren wollte. Wir schwiegen.

„Möchten Sie Ihren Kaffee?"

Eigentlich hätte ich Marys Antwort abwarten müssen, aber ich sagte automatisch: „Für mich bitte keinen Kaffee."

„Tee?" fragte der Kellner.

„Ich möchte gern einen Tee", sagte Mary.

„Tee ist sehr gut", meinte auch ich.

Schon bei dem Gedanken an Kaffee wurde mir übel. Ich wartete einen Augenblick, dann trank ich meinen Orangensaft. Er schmeckte sauber und erfrischend.

„Sie haben mir erzählt, Sie wären nie in Ägypten gewesen, Sie kennten keinen Menschen hier. Ich stellte es mir wunderbar vor, Sie herumzuführen und Ihnen alles zu zeigen", sagte sie, als der Kellner gegangen war.

„Und war es das nicht?"

„Kaum. Jedenfalls nicht mehr, nachdem ich merkte, daß Sie mich als Werkzeug benutzten, ohne es mir zu sagen."

„Wann haben Sie das entdeckt?"

„An dem Morgen, als wir in Alexandria anlegten. Ich wurde von Freunden abgeholt und erzählte von Ihnen. Als ich Ihren Namen nannte, wurden sie aufmerksam."

Ich sah genau zu, wie sie eine Zitrone über der gelben Melone ausdrückte.

„Sie bekamen schnell heraus, wer Sie sind. Das gehört zu ihren Aufgaben. Sie sind beim Innenministerium. Daß Sie nicht den hier bekannten Namen Henry Barton trugen, sondern sich Philip nannten, machte sie stutzig. Sie erkundigten sich sofort beim Zoll und bei den Paßbehörden. Natürlich waren sie neugierig, warum dieser Philip Barton mir gegenüber behauptet hatte, er wäre noch nie in Ägypten gewesen. Sie waren einfach mißtrauisch geworden."

„Weiß Abdel Rusal das alles? Er würde sich über Ihre Information kaum freuen."

„Ob sich Abdel Rusal freut oder nicht, interessiert mich nicht im geringsten."

„Aber Sie arbeiten doch für ihn."

„Wie kommen Sie auf diese verrückte Idee? Ich arbeite für niemanden", sagte sie verärgert.

„Was machen Sie denn?"

„Ich helfe meinen Freunden vom Ministerium. Da ich der einzige Mensch bin, der Sie kennt, haben sie mich gebeten, die Verbindung mit Ihnen aufrechtzuerhalten."

„Dann war also alles nur Pflicht!"

Sie stocherte nicht mehr länger in ihrer Melone herum. „Das habe ich nicht gesagt. Meine Freunde hätten sich um gar nichts gekümmert, wenn Sie ein Tourist gewesen wären. Aber sie wollten nicht, daß Sie Unannehmlichkeiten bekämen. Sie hatten schon Unannehmlichkeiten genug. Ich weiß alles, Hank. Ich mache mir wirklich Sorgen."

Marys Augen wurden feucht, aber sie war beherrscht genug, um nicht loszuheulen. Ich weiß nicht, ob ich mich unter den gleichen Umständen ebenso hätte beherrschen können.

„Ich wollte Ihnen helfen, Sie aber lehnten meine Hilfe ab. Sie benutzten mich als Führer im Museum unter dem Vorwand, daß Sie sich für Ägyptologie interessierten. Und dann nahmen Sie mich als Vermittler zu den Kreisen, in denen man die Beute ausgeplünderter Pharaonengräber kaufen kann."

Ich hatte einen schlechten Tag heute; denn ich konnte mir das alles nicht zusammenreimen, konnte einfach nicht konzentriert denken.

„Aber Sie und Abdel Rusal –?" fragte ich.

„Ich hatte diesen Mann noch nie in meinem Leben gesehen, bevor wir zusammen im Sphinx Klub waren. Und von diesem Lokal hatte ich erst am gleichen Nachmittag etwas gehört. Da brachte mir nämlich ein Bote des Ministeriums einen Reklamezettel."

Ich schüttelte vorsichtig meinen schmerzenden Kopf; es ging schon wesentlich besser. „Es wäre sehr viel einfacher gewesen, wenn ich das alles vorher gewußt hätte."

„Meine Freunde sind anderer Ansicht. Unsere Regierung versucht schon seit langem – schon bevor der Mord in Ihrer Ausgrabung passierte – dieser Bande auf die Spur zu kommen. Ich wurde gebeten – oder besser ich bekam den Auftrag, Sie zu beobachten, um möglichst viel über die Bande zu erfahren."

Ich lachte trocken: „Da habe ich mir also eingebildet, Sie als Köder zu benutzen und war tatsächlich selbst der Köder."

„Sehen Sie, es ist zum ersten Mal der Fall, daß das Ministerium im Vorhinein von einem Ausländer wußte, der auf illegalem Wege wertvolle Altertümer kaufen wollte."

„Warum wird dann Abdel Rusal nicht einfach verhaftet?"

„Man weiß seit langem von Abdel Rusal und seiner Familie. Viele seiner Verwandten wurden verhaftet, verhört, ins Gefängnis gesteckt oder gar hingerichtet – und trotzdem gehen die illegalen Geschäfte weiter. Der Grund ist sehr einfach: es war bisher nicht möglich, das Versteck zu finden, in dem die Beute aus den Pharaonengräbern lagert. Diese Familie ist unausrottbar. Oft vergehen viele Jahre, in denen kein einziges Geschäft dieser Art getätigt wird. Dann aber tauchen plötzlich unerhört wertvolle Dinge auf, die zu schwindelnden Preisen auf dem Schwarzen Markt verkauft werden."

„Dann sollte ich also Sie oder das Ministerium zu dem Versteck führen?" fragte ich.

„Ich wollte nicht, daß Sie es tun", sagte Mary heftig. „Es ist gefährlich. Mit einem Abdel Rusal ist nicht gut Kirschen essen."

„Das weiß ich", sagte ich verbittert. „Ich habe ja gesehen, was mit meinen Freunden geschah."

„Ich hatte die ganze Zeit über schreckliche Angst, er könnte herausbekommen, wer Sie sind. Deshalb habe ich versucht, Ihnen auf den Fersen zu bleiben; deshalb ließ ich Sie gestern während der Gebetstunde durch einen Vertrauten warnen."

„Also wär es doch nicht der Esel; das beruhigt mich ungemein." Schnell erzählte ich ihr, wie das mit der Warnung gewesen war. Dann fuhr ich, Wort für Wort überlegend, fort: „Abdel Rusal weiß, daß er von den Behörden überwacht wird. Vielleicht weiß er sogar, wer ich bin. Er konnte meine Brieftasche und meinen Paß heute nacht – vielleicht auch schon früher – bequem untersuchen."

„Warum sollte er mit Ihnen weiterverhandeln, wenn er weiß, wer Sie sind?" fragte sie.

„Ich könnte mir denken, daß ihn das reizt, seinen etwas perversen Humor anstachelt. Er ist völlig egozentrisch. Er ist überzeugt, daß er niemals in eine Falle geht, die ich ihm stelle. Aber den Hauptgrund hat er mir selbst gesagt: er glaubt, mit mir ein ganz großes Geschäft zu machen und sich dann für eine ganze Weile zur Ruhe setzen zu können. Ich habe das viele Geld, auf das er hofft."

„Er würde aber auch nicht einen Augenblick zögern, Sie umzubringen, wenn Sie nicht genau das täten, was er erwartet. Deshalb bin ich ja so besorgt. Darum suchte ich ihn neulich noch einmal auf. Ich hatte ja keine Ahnung, daß er Sie etwa um die gleiche Zeit zu sich bestellt hatte."

„Und ich glaubte, daß ich mitten in die Sitzung der Gangsterchefs hineingeplatzt wäre."

„So war es auch wirklich – nur daß wir nicht zusammenarbeiteten. Ich erzählte ihm, daß ich eine reiche Touristin wäre, die etwas kaufen wollte. Aber er wußte, daß ich Ägypterin bin und lehnte jede Verbindung ab."

Ich schüttelte bekümmert den Kopf und stellte fest, daß meine Kopfschmerzen fast vorüber waren. Mary hatte ihre Haare straff zurückgekämmt und mit einer Spange festgehalten. Die weiße Strähne verstärkte noch den Eindruck, daß sie sechzehn Jahre wäre.

„Ich wollte, ich hätte das alles vorher gewußt", sagte ich.

„Dann hätten Sie anders gehandelt. So aber gelang es Ihnen, Abdel Rusal hierher zu locken und ihn in ein großes Geschäft zu verwickeln, nicht wahr?"

Ich nickte. „Und wer kam auf den Gedanken, Sie hierher zu schicken, Mary?"

„Ich selbst", antwortete sie ohne Verlegenheit. „Bei unserer Nilfahrt wollte ich Ihnen Lebewohl sagen; denn ich hatte den Auftrag, Sie nicht länger zu beobachten. Meine Freunde hatten dafür andere Leute. Ich erfuhr zwar von jedem Ihrer Schritte, aber ich konnte Sie einfach nicht allein lassen. Deshalb schickte ich Ihnen gestern abend den Brief."

„Ich bin sehr glücklich darüber", stotterte ich; unsere Hände fanden sich.

„Bitte, laß uns nach Kairo zurückfahren", sagte sie leise.

Damit war ich nicht einverstanden, und das merkte sie sofort. „Noch nicht", antwortete ich. „Heute nacht wird wohl die ganze Geschichte zu Ende gehen."

„Das sollen andere erledigen."

„Das kann kein anderer. Ich bin der Köder. Abdel Rusal wird keinen anderen heranlassen."

„Sie werden ihn schon fassen. Das ist schließlich ihre Aufgabe, nicht die deine", widersprach sie.

„Nein, es ist meine Aufgabe", sagte ich entschieden. „Dafür bin ich hierher gekommen. Die Reise war zu weit, als daß ich nun plötzlich alles aufgeben könnte."

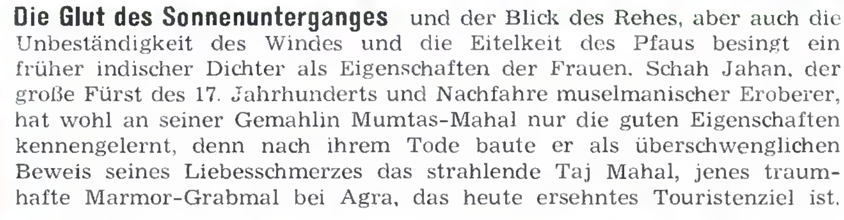
„Gut, Hank", sagte sie ruhig, „ich will dich nicht umstimmen. Du mußt wissen, was du tust."

„Ich weiß genau, was ich will, Mary", antwortete ich mit allem Nachdruck; sie sollte meine Überzeugung so deutlich spüren, als hätte ich diesen Satz mit großen Buchstaben vor ihr in den Sand geschrieben.

(Fortsetzung folgt)



Die Glut des Sonnenunterganges und der Blick des Rehes, aber auch die Unbeständigkeit des Windes und die Eitelkeit des Pfaus besingt ein früher indischer Dichter als Eigenschaften der Frauen. Schah Jahan, der große Fürst des 17. Jahrhunderts und Nachfahre muselmanischer Eroberer, hat wohl an seiner Gemahlin Mumtas-Mahal nur die guten Eigenschaften kennengelernt, denn nach ihrem Tode baute er als überschwenglichen Beweis seines Liebesschmerzes das strahlende Taj Mahal, jenes traumhafte Marmor-Grabmal bei Agra, das heute ersehntes Touristenziel ist.





Küssen streng verboten! Intime Zärtlichkeiten werden in den indischen Lichtspielhäusern weder auf der Leinwand noch im Parkett oder gar in der Öffentlichkeit geduldet und rufen sofort erzürnte Ordnungshüter auf den Plan. Um so fassungsloser sieht sich der historisch kaum bewanderte, abendländische Tourist häufig in den ehrwürdigen Tempelstätten eindeutigen erotischen Bildern und Skulpturen gegenüber, an denen keinerlei Anstoß genommen wird (auf unserem Bild eine bezaubernde Gruppe aus dem im 11. Jahrhundert errichteten Heiligtum von Konarak). Kama Kala, die heitere Kunst des Liebesspieles wurzelte einst tief in religiösen Bereichen und war ein wichtiger Bestandteil indischer Lebenskultur. Erst die importierte Prüderie der europäischen Gesellschaft und der Puritanismus ihrer Kolonisatoren räumten so nachhaltig damit auf, daß auch nach der erlangten Freiheit in Indien heute die Beziehungen zwischen Mann und Frau allenfalls hinsichtlich des hemmungslosen Bevölkerungszuwachses zur Sprache kommen. Lesen Sie bitte unseren Bericht über die faszinierenden Schönheiten und brennenden Probleme dieses Landes.

Foto: Nagel-Edition

Hunger und Liebe

Sylvester Wöhler berichtet aus Indien

Die Babies und die Kühe sind es wohl, die uns die meisten Schwierigkeiten machen." Gedankenvoll sah mein indischer Zugnachbar beim Aufglimmen seiner Zigarette durch die Dunkelheit zu mir herüber, während der Expreß Bombay-Kalkutta durch die Nacht ratterte. Wir lagen ausgestreckt auf den Polstern der zum Schlafwagen umgewandelten ersten Klasse. Unsere beiden Fahrtgenossen auf den als Oberbetten hochgeklappten Rücklehnen schliefen schon. Ein Regenguß klatschte gegen die kleinen Fensterscheiben und der Ventilator an der Decke summte müßig bei der erträglichen Temperatur des indischen Frühlings.

Die Babies und die Kühe – die Liebe und der Hunger... Das Bild eines winzigen, braunen Kerlchens tauchte vor mir auf. Es hockte mager und verloren im Gewimmel der Millionenstadt Kalkutta vor einem altersschwachen graugelben Rind mitten auf dem Bürgersteig. Tier und Kind starrten sich mit halbgeschlossenen Augen an. Es war nur ein Ausschnitt aus dem verwirrenden Mosaik meiner Eindrücke der letzten Tage. Ich hatte eine Reise durch Orissa hinter mir, eine der ärmsten indischen Provinzen, die aber an Kunstdenkmälern so reich und touristisch hoch interessant ist. Ich war hinaufgestiegen zu den uralten mythologischen Felsenklöstern auf den Hügeln von Bhubaneswar, gegründet von einem des Krieges überdrüssigen Dschungelfürsten. Ich hatte überall im Lande die gewaltigen Sandstein-Tempeltürme besichtigt, Göttersitze, die oft in der Ferne wie eine Ansammlung von roten Fingerhüten aus der Ebene des Gangesdeltas ragten. Zeugen einer längst versunkenen mittelalterlichen Kulturepoche, die sich nahe besehen als feingegliedert in eine atemberaubende Skulpturenfülle erwiesen. Darunter als Unikum der Tempel von Konarak, Stufe um Stufe steinernes Bilderbuch erotischer Leidenschaft und doch voller ästhetischer Zartheit. Ein paradoxer, freimütiger Beweis natürlichen Empfindens vergangener Zeiten angesichts der modernen indischen Prüderie. Denn merkwürdigerweise können heute die Ordnungshüter sogar einen in der Öffentlichkeit ertappten Kuß mit Strafe belegen und man betrachtet in der Mehrzahl die so dringende Regelung der Geburtenziffer ebenso als unaussprechliche Ketzerei wie die Abschaffung der unantastbaren Rinder in den Städten.



Steinerne Träume sind die schwarzroten Tempeltürme von Bhubaneswar, der Provinzhauptstadt von Orissa. Der Indienforscher Fergusson nannte den Haupttempel (im Bild) das schönste Beispiel reinster Hindukunst. Jede Leiste des Sandsteinbaues ist mit fein gehauenen Skulpturen und Ornamenten geschmückt. Kein Fleckchen gibt es, das die Künstler übersehen hätten.

Die Zigarette drüben glomm immer noch und ich nahm den Gesprächsfaden wieder auf. „Warum sind die Rinder in Indien eigentlich so unantastbar oder gar ‚heilig'?" Mein Partner seufzte. „Sie sind für den gläubigen Hindu nicht unantastbarer als jedes andere Lebewesen auch. Es gibt ja bei uns Leute, die sogar Giftschlangen füttern, bis sie eines Tages an ihrem Biß sterben. Aber die Kuh gibt Milch und Dung zum Ofenheizen und ist für das Volk allgemein ein Sinnbild der Mütterlichkeit. Irgendwann hat sich diese Ansicht eingebürgert und seitdem liegen die Rinder auf den Straßen der Städte und werden noch mit dem letzten Körnchen

Reis der Ärmsten gefüttert, auch wenn sie keinen Tropfen Milch mehr geben und kaum noch auf den Beinen stehen können."

Tatsächlich, Indien besitzt ein Viertel des gesamten Welt-Viehbestandes, aber in dieser Zahl sind neben den wirklichen Nutztieren auch aber Tausende von betagten Veteranen enthalten, die bis zu ihrem natürlichen Tode von ihren selbst oft halbverhungerten Besitzern in den Hinterhöfen mit teuer gekauftem Futter gehegt werden, praktisch mit einem großen Teil der geschenkten Nahrungsmittel, die alljährlich hilfreiche Nationen ins Land pumpen. Selbst die Überzeugungskraft eines Nehru reicht nicht aus, um diesem Rinderkult kurzerhand ein Ende zu machen. In Bombay wurden zwar 15000 Kühe aus der Innenstadt auf eine neu errichtete Riesenfarm in der Umgebung verfrachtet. Man mußte dort aber gleichzeitig Unterkünfte für ihre Besitzer schaffen, die sich eher von ihren Wohnungen als von ihrem Haustier trennen ließen. Ein reicher Mann erwarb sich in Kalkutta große Sympathien dadurch, daß er ein regelrechtes Altersheim für greise Rinder baute. Währenddessen verhungerten immer noch Menschen in den Straßen und die Bevölkerungsziffer steigt jährlich um weitere fünf Millionen. Liebe, Brot der Armen...

Uralte indische Verse fielen mir ein, vor dreitausend Jahren entstanden:

Ich bin ein Dichter, Vater ist ein Arzt,
und Mutter mahlt Korn auf der Handmühle.
Wie Kühe daherkommen, eine hinter der anderen,
so suchen wir alle Wohlstand und Glück auf verschiedene Art:
Das Pferd freut sich über einen leichten Wagen,
frohe Gastfreunde ziehen Lachen und Spaß an,
der Mann sehnt sich nach der Frau, so wie
die dürstenden Frösche nach dem Regen lechzen.

Nichts hat sich geändert seither. Selbst die Handmühlen gibt es noch auf den Dörfern, und Shakti, des großen Shivas göttliche Gemahlin und ewige Geliebte, sorgt mehr als je zuvor mit unerschöpflicher, unbekümmert blühender Lust für Kindersegen.

Im Gästehaus der Regierung von Bhubaneswar, das jedem Touristen als preiswerte Unterkunft offensteht, traf ich einen jungen australischen Wissenschaftler. Er trieb schon seit Monaten in ganz Indien irgendwelche soziologische oder volkswirtschaftliche Studien, reiste mit einem zerknitterten Leinenanzug, einem Köfferchen und einer gewaltigen Schlafsackrolle und verstand sogar, die komplizierteste Lektüre der Welt, das amtliche Kursbuch der indischen Eisenbahnen richtig zu lesen und zu deuten. Gelassen versicherte er mir beim Tee, daß sich vielleicht schon in dreißig Jahren die Welt um Indien als interessanten Wirtschaftspartner reißen werde.

„Denken Sie daran", erklärte er mit strahlendem Optimismus, „daß vierhundert Millionen Besitzlose eines Tages nach geweckten Bedürfnissen dieselbe Anzahl Verbraucher darstellen. Denken Sie daran, daß hier eine latente Arbeitskraft vorhanden ist, die einmal ungeheuer produktiv werden kann. Wenn erst das Unternehmertum aus seinem patriarchalischen Schlaf aufgeweckt und eine von diesem Trägheitsklima durch Automatisierung unabhängige Industrie angelaufen ist, können wir noch unser

Zwischen Hunger und Liebe

blaues Wunder erleben. Indien besitzt alles, was zu einer blühenden Entwicklung gehört. Riesige Flächen an noch unbestelltem, fruchtbarem Boden, erstklassige Erzlager, Kohle und Erdöl. Wer hier investiert, kann gar keine Dummheit begehen." Seine Zuversicht hatte auf mich so überzeugend gewirkt, daß ich auf meiner Weiterreise das Land mit anderen Augen sah. Sollte hier vielleicht wirklich nur noch die letzte Initialzündung privater ausländischer Beteiligungen vonnöten sein, um die gleiche sprunghafte Entwicklung vom Handwerksbetrieb zur Fabrik in Gang kommen zu lassen, wie im Europa der Jahrhundertwende?

Ganesha, der elefantenköpfige Gott des Erfolges, nickte ermunternd zu meinen träumerischen Gedankengängen...

Quietschend bremste der Zug und hielt mit einem Ruck. Draußen wimmelte es geschäftig unter dem Wellblechdach der kleinen Station. Mein Gegenüber richtete sich auf, schlang seinen Dhoti, das weiße Lendentuch um seine Hüfte und zog die Sandalen an. „Da wir schon nicht schlafen können, darf ich Sie zu einer Tasse Tee einladen", sagte er liebenswürdig und kehrte nach kurzer Zeit mit zwei dampfenden Tonschalen zurück. Wir schlürften auf unseren Betten hockend friedlich das belebende Getränk und setzten unsere halblaute Unterhaltung fort. „Sie werden sich sicherlich wundern, daß ich zum Jackett den Dhoti trage", sagte Mister T., der sich als der Besitzer einer Drahtfabrik erwies, „aber ich bin als Mitglied der Kongreßpartei dazu verpflichtet. Dieses Lendentuch mag in ihren Augen vielleicht etwas altmodisch und konservativ wirken, aber es ist im Sommer bestimmt luftiger und praktischer als ihre engen europäischen Hosen. Wir erfüllen im übrigen damit traditionell Gandhis Wunsch, daß sich jeder Inder sein Kleid selbst spinnen und weben möge. Wir Inder lassen uns ungern als rückständig betrachten", fuhr er heiter fort, „denn wir dürfen mit Recht stolz auf eine uralte Kultur sein. Aber schließlich haben wir uns an die Arroganz gewisser ausländischer Touristen gewöhnt. Glauben Sie übrigens an eine rasche Entwicklung unseres Fremdenverkehrs?" Der Frager im Dunkeln beantwortete sich resignierend selbst: „Wer will schon in seinen Ferien unsere Schwierigkeiten und Nöte teilen."

Einerseits mußte man ihm recht geben, denn unwillkürlich drängte sich die tragikomische Vorstellung von hilflosen Reisegesellschaften mit Strohhüten, Shorts, offenherzigen Blusen und ungezählten klickenden Kameras oder surrenden Filmapparaten in dieser Umgebung auf. Ich stellte mir angewiderte oder in falschem Mitleid zerfließende Mienen angesichts flehender Bettelmönche vor und hörte einen Omnibus voller Entsetzensschreie vor einer meterlangen harmlosen Schlange im Straßenstaub, die wir gestern noch sachlich und ohne Aufhebens überfahren hatten.

„Es werden sicherlich mehr Touristen kommen, wenn auch noch nicht morgen", antwortete ich. „Sie werden wie überall Geld ins Land bringen und der Aufenthalt in Indien ist preiswert. Aber freilich wird alles zunächst von einer Senkung der Kosten für die lange Anreise abhängen."

In Puri, dem Bade- und Pilgerort an der Küste, hatte ich eine Gruppe deutscher Akademiker getroffen, die pro Ehepaar für eine vierwöchentliche Studienreise rund 16000 Mark zahlten. Zwangsläufig wohnten sie nur in den wenigen Luxushotels aus Kolonialzeiten, denn es gibt heute in Indien noch keine andere Möglichkeit, abgesehen von den Gästehäusern der Regierung. Die „Hotels" für einheimische Reisende, die ich auf der Fahrt durch das Landesinnere sah, sind zwar spottbillig, aber dementsprechend unbewohnbar. Dagegen hatte ich mich im Eastern-Railway-Hotel am weißen Strand von Puri wie ein Maharadscha gefühlt. Umsorgt von einer Schar von eilfertigen Turbandienern und verpflegt von erstklassigen Köchen, die sich wahrhaft meisterlich darauf verstanden, die oft heiklen indischen Genüsse für europäische Mägen abzuwandeln, ohne auf den langweiligen Pappdeckelgeschmack der internationalen Touristenmenüs zu verfallen.

Ach, Puri, du Juwel an der Bucht von Bengalen. Die wenigen Tage, die mir dort vergönnt waren, ließen mich Indien erst wahrhaft verstehen, sofern man dieses Land überhaupt jemals als Besucher begreifen lernen kann. Staubig, verschwitzt und halbverdurstet brachte mich das Auto über die palmenbestandene Landstraße zur Küste. Ich war fest entschlossen, sofort unter das Moskitonetz ins Bett zu kriechen, um die Begegnung mit der skurrilen Götterwelt in den Tempeln von Konarak träumend zu verdauen. Aber der Anblick des glitzernden endlosen Ozeans und der schäumenden Brandung ließen mich alle Müdigkeit vergessen und schleunigst die Badchose im Gepäck suchen. Als ich im Dauerlauf von der Veranda des Hotelzimmers dem feuchten Vergnügen entgegensegelte, tauchten wie aus dem Boden gewachsen zwei schwarzbraune Burschen mit knappen Lendenschurzen und merkwürdigen, weißlackierten Spitzhelmen aus geflochtenen Palmblättern auf und schlossen sich mir begeistert an. „Wir aufpassen, Sahib. Wir Wache von Hotel, wenn Sahib schwimmen."

Wozu diese Bewachung? Etwa Haifische? Tückische Strömungen? Bald bekam ich heraus, daß hohe Brandungswogen irgendwann einmal eine wenig standfeste Lady von den Füßen gerissen und ziemlich durcheinandergewirbelt hatten. Seither hielt das Eastern-

Railway-Hotel vorsichtshalber für seine Gäste eine Leibgarde von Rettungsschwimmern bereit, die mich nun trotz der friedlichen Wellen rechts und links im Meterabstand schwimmend begleitete und keine Sekunde aus den Augen ließ.

„Kennen Sie Puri?“ fragte ich in das Dunkel unserer ratternd und schwankend durch die indische Nacht dahinrollenden Behausung. Friedliches Röcheln gab zu erkennen, daß mein Gesprächspartner inzwischen eingeschlafen war.

Ich ließ meine Gedanken zurückwandern: Puri, Pilgerort am Ferienstrand. Geschäftiges Gewimmel in den drei Geschäftsstraßen, die auf das vieltürmige Tempelzentrum münden. Drei uralte riesige Götterbilder werden hier verehrt: Jagannath, der Allmächtige, sein Bruder Balabhadra und seine Schwester Subhadra, die merkwürdigerweise keine Arme besitzt, während die anderen beiden monströse primitiv behauene Gliedmaßen in Augenhöhe vorstrecken. Obwohl sonst die Tempel der verschiedenen Gottheiten bestimmten Kasten oder Sekten vorbehalten bleiben, trifft man sich hier ohne Rücksicht auf Standesunterschied oder Glaubensrichtung zum gemeinsamen Opfer und Gebet. Im Juni strömen Pilgermassen aus ganz Indien zusammen, um das berühmte Wagenfest zu feiern. Die drei glotzäugigen Gottheiten werden auf gewaltige, bunt geschmückte Tempelwagen verladen und von Tausenden auf einer breiten Allee in das drei Kilometer weit gelegene Heiligtum Gundicha Bari gezogen. Sieben Tage residiert die Götterfamilie dort und wird mit nahrhaften Geschenken überhäuft, die eigens auf den vielen Steinherden einer Opferküche im Tempelhof zubereitet werden.

Wunderliches Land, in dem heute noch die Naturgötter so bunt und vielgestaltig leben, wie einst auf dem Olymp und sich vom Düsenlärm unseres Zeitalters nicht stören lassen. In dem Yogis neben Atommeilern meditierend nach der letzten Wahrheit suchen.

Als ich aufwachte, rollte der Zug im Morgengrauen schon durch die Vorstadthütten von Kalkutta. Die Maschine nach Frankfurt erwartete mich auf dem Flughafen. „Sie wollen wirklich die Reise in Kalkutta unterbrechen?“ hatte man mich ungläubig im Flugzeug von Tokio nach Frankfurt gefragt. Fernöstliche Kenner hatten mir offen ihr Mitleid ausgedrückt. Kalkutta sei ein entsetzlich heißer schmutziger Brutkasten und es gäbe nichts zu sehen. Nun mag es zwar sein, daß die feuchte Hitze dieser Millionenstadt im Sommer niemanden anlockt. Aber im erträglichen Frühling, so wie ich sie erlebte, ist sie wie jeder Welthafen gerade durch das bunte Gemisch und Völkergewimmel ein hochinteressanter Spiegel des ganzen Landes. Und die Fahrt zu den Tempelstätten von Orissa gehört zu den schönsten Eindrücken, die das Riesenreich zu bieten vermag.

„Kommen Sie wieder“, sagte mein Reisegefährte beim Abschied im Menschengewühl des Howrah-Bahnhofes, „und erzählen Sie Ihren deutschen Landsleuten, daß Indien alle Besucher mit offenem Herzen empfängt.“ Lächelnd legten wir die Hände zum letzten Namasthe-Gruß vor unseren Stirnen zusammen und er verschwand mit wehendem Dhoti, den Regenschirm unter dem Arm, in der Menge.

Im nächsten Heft:
Ein weiterer Indienbericht

Heinrich Emanuel

Roman von Heinz Günther-Konsalik

Nach dem totalen Zusammenbruch Deutschlands findet Oberstleutnant a. D. Heinrich Emanuel Schütze zunächst seine Familie und dann seinen alten Unternehmungsgeist wieder. Er steigt als Vertreter in eine Frankfurter Haushaltwarenfirma ein. Die Firma, von einem „Kamerad Hauptmann" geleitet, verdient ihr Geld durch Schwarzmarktverkäufe von altem Wehrmachtsgut. Schütze, nur noch auf Erhaltung seines Stammes bedacht, sieht über moralische Schönheitsfehler hinweg und verhökert mit bestem Erfolg 74 alte Armee-Feldküchen ...

In fröhlicher Stimmung, mit 85 500 Mark in der Brieftasche, begleitete Schütze den letzten Käufer, einen Fabrikanten aus Wiesbaden, zum Auslieferungslager.

Dort empfing sie die Polizei. Sie wartete schon seit drei Stunden.

Wer auf frischer Tat geschnappt wird, braucht nicht mehr zu leugnen. Mit Übelkeit im Magen und einer Verteidigungsrede im Hirn ließ sich Heinrich Emanuel Schütze ins Frankfurter Polizeipräsidium einliefern. Er kam in eine Zelle, die bereits zehn Festgenommene beherbergte. Schieber, Zuhälter, Einbrecher, ein Notzüchter – der später aus seinem Leben erzählte – und zwei Raufbolde begrüßten den Neuen mit großem Hallo.

Der Zuhälter hob die Hand, ehe sich Schütze vorstellen konnte, und rief:

„Kein Wort! Hier wird geraten! Jungs – was könnte der Bruder sein?" Er schob Schütze in die Mitte der Zelle, stellte ihn unter die triste nackte Glühbirne und rief ihn aus wie einen preisgekrönten Stier: „Weiße Haare. Fortgeschrittenes Alter. Straffe Haltung. Gute Kleider!" Er drehte Schützes schlaffe Hände herum und besah sich die Handflächen. „Keine Schwielen. Haut zart wie ein Kinderpopo. Na – was ist er?"

„Meine Herren!" sagte Schütze angewidert und wandte sich ab.

„Ich tippe auf harmlosen Maggler!" rief einer.

„Nein! Die Sanften sind die Schlimmsten. Sicherlich hat er seine Olle umgelegt."

„Wir werden's gleich haben. Wer recht hatte, bekommt drei Kippen!" Der Zuhälter trat vor Heinrich Emanuel und klopfte ihm auf die Schulter. „Na, Alterchen – nun sag mal, warum du hier bist." Er prüfte Schütze noch einmal kritisch.

„Lassen Sie mich in Ruhe!" sagte Schütze laut.

„Nun sei mal nicht so, Opa. Sind doch unter uns!"

„Ich bin Oberstleutnant a. D.!" sagte Schütze laut. „Und jetzt gehen Sie!"

In der großen Zelle war es plötzlich still. Die Zehn starrten den weißhaarigen Mann entgeistert an.

Dann ging der Zuhälter mit großen Schritten zur Tür und trommelte mit beiden Fäusten dagegen. „Was ist los?" brüllte ein Polizist von draußen.

„Eine Beschwerde!" schrie der Zuhälter zurück. „Wir sind alles Ganoven! Aber wir wehren uns dagegen, zusammen mit einem Offizier eingesperrt zu werden! Das haben wir nicht verdient! Wir verlangen, daß der Kerl in eine andere Zelle kommt!"

„Ihr seid wohl völlig idiotisch?" Der Polizist ging weg. Zitternd saß Heinrich Emanuel Schütze auf einem Schemel in der dunklen Ecke, verängstigt von dem Haß, der ihm entgegenschrie, nur weil er Offizier gewesen war. Was konnte er dafür, daß man den Krieg verloren hatte? War es ein Verbrechen, 33 Jahre lang dem Vaterland gedient zu haben, in all der Zeit, ein halbes Menschenalter lang? War das so eine Schande, daß sich Verbrecher wehrten, in einer Zelle mit ihm zu sein?

Heinrich Emanuel Schütze würgte es im Hals. Er starrte in das trübe Licht, mit großen, unwissenden Kinderaugen. Die anderen waren weit von ihm abgerückt. Er begriff wieder einmal nichts ...

*

Am Morgen gegen 10 Uhr wurde Schütze von der Gemeinschaft der zehn Ganoven erlöst. Man holte ihn als ersten zum Verhör.

Erschöpft und übermüdet saß er auf dem wackligen Stuhl vor dem verhörenden Kriminalkommissar. Er hatte die ganze Nacht über nicht geschlafen.

„Was haben Sie sich eigentlich gedacht, Herr Schütze?" Der Kommissar blätterte in den Papieren. „Oberstleutnant, zeitweise im Generalstab. Nie vorbestraft. Ein Onkel von Ihnen Opfer des Nationalsozialismus ... Und dann gehen Sie hin und verscheuern eine Feldküche. Wußten Sie nicht, daß man diese Küche vom Sammelplatz für Wehrmachtsgut in Bayern geklaut hatte?"

„Nein." Schütze wischte sich über die müden, brennenden Augen.

„Wie kamen Sie zu dieser Feldküche?"

„Über einen Mittelsmann."

„Name? Anschrift?"

„Unbekannt." Schütze sagte es flott daher.

Der Kommissar glaubte es trotzdem nicht. „Sie müssen doch mit dem Mann in Verbindung stehen. Wo sollten Sie das Geld abliefern?"

„In der Ohio-Bar. Wir wollten uns übermorgen dort treffen."

Der Kommissar nickte. Immer das gleiche. Der große Unbekannte. Treffpunkt: ein Lokal.

„Wissen Sie, daß wir durch eine Anzeige auf Ihre Spur gekommen sind? Eine anonyme Anzeige, die genau Datum, Uhrzeit und Ort angab?" Der Kommissar beugte sich zu Schütze vor.

Schütze

„Sie sind ein Säugling im Maggelgeschäft, ich sehe es Ihnen an. Es ist völlig idiotisch, daß Sie Ihre Auftraggeber decken wollen. Wir kennen die Tricks dieser Brüder: bevor sie die sogenannte Provision auszahlen sollen, lassen sie den kleinen Komplizen anonym hochgehen! Man hat Sie ganz schön aufs Kreuz gelegt, Herr Schütze."

„Das... das erscheint mir unmöglich", stotterte Heinrich Emanuel. Nie, dachte er. Nie hat der Hauptmann a. D. mich angezeigt, um die Provision zu sparen. So gemein ist kein ehemaliger Offizier!

Der Kommissar schien Schützes Gedanken zu lesen. Er lehnte sich zurück.

„Sie glauben mir nicht", sagte er bedauernd. „Schade. Dann müssen Sie allein das Risiko tragen. Sonst wären Sie als kleiner Mitläufer davongekommen." Er klopfte mit dem Bleistift auf die Tischplatte. „Sie haben also die Feldküche zu einem Wahnsinnspreis angeboten und verkauft, obwohl Sie wußten, daß..."

„Halt!" Schütze hob die Hand.

Der Kommissar schob verwundert die Brauen hoch. „Bitte?"

„Sie unterstellen mir hier etwas, Herr Kommissar."

„Ach nein!"

„Ich habe die Feldküche weder verkauft noch Geld kassiert. Ich habe sie nur im Auftrage meines Auftraggebers sicherstellen müssen. Ich sollte eine Zugmaschine suchen; die Fabrik, die die Feldküche holen wollte, hatte eine. Und dann sollte die Feldküche nach Frankfurt gebracht werden. Ich hatte nur die Aufgabe, den Transport in die Wege zu leiten. Von einem Verkauf weiß ich gar nichts."

„Da hört doch alles auf!" Der Kommissar warf den Bleistift auf den Tisch. „Sie wollen mir also weismachen, daß Sie..."

„Ich will gar nichts, Herr Kommissar. Sprechen Sie mit der Firma, die den Trecker stellte."

„Haben wir bereits."

„Sie werden mir recht geben müssen."

„Keine Krähe hackt der anderen..."

„Wir wollen hier keine Volksweisheiten austauschen, Herr Kommissar", sagte Schütze scharf. „Ich bitte Sie, mir zu glauben, daß ich nur Transportleiter war. In der Ohio-Bar sollte ich dann berichten, daß die Feldküche, wie verabredet, abtransportiert sei. Das war alles. Wenn Sie mir nachweisen können, daß ich die Küche verkauft habe – und Sie werden es nicht können – beuge ich mich den Beweisen, auch wenn sie konstruiert sein müßten!"

Der Kommissar nahm ein Taschentuch, putzte sich die Nase und sah Schütze groß an. „Man hätte wie Sie Taktiker werden sollen", sagte er nach dem Naseputzen. „Lassen Sie sich Ihre Sachen geben und hauen Sie ab! Glauben Sie aber nicht, daß damit alles erledigt ist. Wir werden Ihnen auf der Spur bleiben. Auch der beste Feldzugsplan kann einmal durcheinanderkommen."

„Sicherlich. Das haben wir jetzt Jahre lang erlebt." Schütze erhob sich. „Kann ich gehen, Herr Kommissar?"

„Bis auf weiteres, Herr Schütze!"

Todmüde schlurfte Heinrich Emanuel aus dem Zimmer.

*

Der „Kamerad Hauptmann" staunte nicht schlecht, als Schütze in sein Büro kam. Er wähnte ihn längst in einer sicheren Zelle.

„Grüß Gott!" sagte der Hauptmann a. D. und streckte die Hand aus. „Sie sehen nicht gut aus, Kamerad."

Schütze übersah die Hand. Er setzte sich auch nicht. Er blieb vor dem Schreibtisch stehen, sah an seinem Geschäftspartner vorbei und sagte laut:

„85 500 Mark!"

„Aber ja! Sie werden einen Scheck bekommen..."

„In bar!"

„Außerdem gehen 1500 Mark ab – denn die letzte Küche wurde ja gefaßt."

„Aber leider bin ich wieder hier." Schütze stützte die Fäuste auf den Schreibtisch. „Ihr Brief war erfolglos."

„Welcher Brief, Kamerad?" Der Hauptmann wurde verlegen.

„Lassen Sie das dämliche ‚Kamerad' weg!" schrie Schütze. „Ich glaube, ich brauche nicht deutlicher zu werden. Sie zahlen mir sofort, s o f o r t, die 85 500 Mark aus! Oder..."

„Oder?"

„Ich kann auch Briefe schreiben!"

Der Geschäftsführer verhandelte nicht weiter. Er griff in eine Schublade und warf einen Packen Geldscheine auf den Schreibtisch. Dann zählte er... lauter Hunderter... und schob sie Schütze zu.

„Hier! 85 000!"

„Es fehlen 500!"

„Bitte!" Mit bleichem Gesicht warf der Hauptmann a. D. die restlichen fünf Scheine auf den Haufen. „Damit dürften unsere Geschäftsinteressen für immer erledigt sein."

„Bestimmt!"

Schütze steckte die Scheine in seine Rocktasche, als wären es alte Papierfetzen. Ohne weitere Worte ging er zur Tür.

Der „Kamerad Hauptmann" atmete auf, als er endlich draußen war.

*

Die Familie Schütze war in heller Aufregung. Heinrich Emanuels Verschwinden hatte Amelia so tief getroffen, daß sie nicht fähig war, irgend etwas zu unternehmen. So lief Uta zum Polizeirevier und machte eine Anzeige.

Amelia lag wach im Bett und hatte den kleinen Fritz zu sich genommen, als Uta zurückkam.

„Nun?" fragte sie. „Hast... hast du etwas erfahren?"

„Ja." Uta zog ihren Mantel aus und warf ihn über das Bett. „Vater sitzt..."

Amelia schoß im Bett hoch. „Was?!" Der kleine Fritz neben ihr begann zu greinen.

„Vater sitzt", wiederholte Uta ruhig. „Im Präsidium. Wegen Schwarzmarktgeschäften. Er wollte heute nacht eine komplette Feldküche verkungeln."

„Eine Feldküche? Ja, ist der Mann denn noch zu retten?" Amelia stieg aus dem Bett und steckte ihre Haare fest. „Kann man ihn besuchen?"

„Vor morgen elf Uhr nicht." Uta mußte plötzlich lachen. Ein Zucken lief um ihre Lippen, die Augen wurden klein, dann platzte sie los.

Strafend sah Amelia auf ihre Tochter hinab. „Was gibt es da dumm zu lachen?" rief sie.

Heinrich Emanuel Schütze

„Stell dir das doch mal vor, Mama: Papa als Maggler. Der korrekte Oberstleutnant verschiebt eine Feldküche! Und fällt dabei auf! Mit strammer Haltung durch den Schwarzmarkt. Das ist doch urkomisch!"

„Du solltest lieber Mitleid mit deinem armen Vater haben, statt ihn zu verspotten! Er ist sicher das Opfer anderer. Er ist irregeleitet..."

Uta warf sich nach hinten aufs Bett. „Warten wir ab, bis der Irregeleitete zurückkommt. Dann wissen wir mehr."

Am anderen Tag kam er, unrasiert, müde, mit zerknittertem Anzug.

„Grüß euch Gott, alle miteinander", sagte er munter.

Amelia stand versteinert wie eine Rachegöttin hinter dem Tisch. „Gut geschlafen, Herr Schieber?" fragte sie eisig.

Schütze sah zu Uta hinüber. Sie blinzelte ihm zu.

„Der Lage entsprechend – zufriedenstellend." Schütze verbeugte sich knapp, wie bei einem Kasinoabend mit Damen.

„Was macht die Feldküche?" fragte Amelia.

„Danke der Nachfrage, Gnädigste. Es geht allen 75 gut."

„Fünfundsiebzig?" Amelia wurde bleich. „Du bist betrunken, Heinrich!"

„Nüchtern wie nie! In der Zelle gibt's keinen Schnaps. Ich habe 75 Feldküchen verkauft. Genau genommen 74... bei der letzten ging's leider schief."

„Heinrich Emanuel!" sagte Amelia verwirrt. „Du bist ja ein Großschieber!"

„Gewesen! Mit der heutigen Nacht haben wir ein neues Leben geboren. Für uns zwei Alte hätte es vielleicht gereicht, was man so verdient. Aber die Kinder, Amelia... Giselher will doch noch studieren. Uta soll eine gute Aussteuer haben. Und unser Fritz..." Er sah auf den Kleinen, der mit Holzklötzchen spielte „...er soll einmal von all der Not nichts mehr wissen. Deshalb..."

Er griff in die Taschen seines Anzuges und packte die Geldscheinbündel auf den Tisch. Berge von Hundertmarkscheinen. Mehr, immer mehr...

Amelia hielt sich an der Tischkante fest. „Heinrich Emanuel..." stammelte Amelia.

„Genau 85500 Mark!"

„Und – das gehört alles dir?"

„Uns, gnädige Frau! Man kann einen Schütze wohl in die Kniekehlen schlagen... aber umfallen tut er nicht!"

*

Giselher-Wolfram gab seine Stellung in der Mehlmühle auf. Uta-Sieglinde besuchte eine Dolmetscherschule. Heinrich Emanuel aber gründete mit einem Teil seines Kapitals eine Textil-Handlungsgesellschaft. Er konnte diesen wagemutigen Schritt in einer Zeit, wo es kaum freie Textilien gab, sorglos wagen; drei Fabriken, die seine Feldküchen gekauft hatten, stellten Wollstrümpfe, Pullover, Kleider und Mäntel her.

Giselher immatrikulierte sich an der Medizinischen Fakultät. Sein großer Traum ging in Erfüllung. Zwar spät – er war schon 27 Jahre alt. Aber er dachte nicht an die verlorenen Jahre. Er stürzte sich wie ein Verdurstender in sein Studium.

Noch zweimal erschien die Kriminalpolizei bei Heinrich Emanuel und wollte wissen, woher er das Geld habe.

„Durch eisernen Fleiß gespart", antwortete Schütze. „Wollen Sie mir daraus einen Vorwurf machen?"

Die Kriminalpolizei schloß darauf die Akten.

Zwei Jahre lebte die Familie Schütze in zäher Arbeit und eiserner persönlicher Beschränkung. Aller Verdienst wurde in neuer Ware angelegt. Das war zwar auch strafbar und fiel unter den Begriff Hortung; aber alles sammelte in diesen Jahren Sicherheiten für den Tag X, der in der Luft lag.

1948, mit der Währungsreform, kam Heinrich Emanuels große Stunde. Am 20. Juni wurde die Deutsche Mark geboren. Einen Tag später bot Heinrich Emanuel den großen Kaufhäusern in Frankfurt, Mainz, Wiesbaden und Kassel einen Posten neuer, bester Textilien an, und schon eine Woche später entkorkte er zu Hause eine Flasche Sekt, umarmte Amelia und die Kinder und sagte sehr feierlich:

„Ich habe euch die Mitteilung zu machen, daß wir mit dem heutigen Tag bare 200000 Deutsche Mark besitzen."

„Du bist ein Genie, Papa!" jubelte Uta.

„Dann wird es dir nichts ausmachen, mir monatlich 50 Mark mehr Taschengeld zu geben", meinte Giselher bescheiden.

„Und mein Pelzmantel ist auch fällig!" sagte Amelia glücklich.

„Nichts von alledem!" Heinrich Emanuel griff in die Brusttasche, zog einen Plan heraus und entfaltete ihn. „Das ist an der Reihe! Unser neues Haus! Morgen kaufe ich im Taunus das Grundstück! Noch Widersprüche?"

„Wer könnte das, Papa?" Giselher lächelte und studierte den Grundriß. „Ob Regiment oder Familie... befehlen tut ja doch nur einer."

*

Eine Hauseinweihung ist immer ein feierlicher Akt.

Der Architekt redet, der Bauunternehmer, der Hausherr. Und die übrigen Handwerker schicken Rechnungen und Blumensträuße.

Als besondere Überraschung brachte Giselher jemanden mit, der die Einweihung miterleben sollte. Dieser Gast war weiblichen Geschlechts, 24 Jahre alt, Studentin der Medizin wie Giselher, hieß Ellen und sah entzückend aus.

Sie kam auf Heinrich Emanuel zu, streckte die Hand aus und sagte mit einer hellen, klaren Stimme:

„How do you do?"

Schütze erstarrte. „Bitte?" sagte er hart. „In Deutschland spricht man deutsch!"

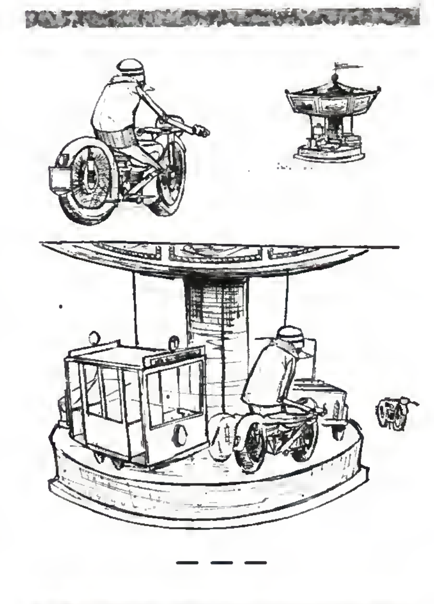
„Ellen Vickers, Papa." Giselher überbrückte die Spannung und nahm Ellens Hand. „Sie kann noch nicht so gut deutsch, um sich zu unterhalten."

Das Mädchen verneigte sich: „I am glad to see you..."

„Sie ist froh, dich zu sehen, Papa", dolmetschte Uta.

Heinrich Emanuel Schütze bekam ein steifes Kreuz. „Ich war in englischer Gefangenschaft", sagte er laut. „Man hat mir die Hosenträger abgenommen und mich mit dem Gesicht gegen die Wand gestellt. Mich, den Stabsoffizier! Wie den letzten Dreck hat man uns behandelt. Und jetzt..." Er wandte sich ab.

Giselher hielt seinen Vater am Ärmel fest. „Wir müssen endlich vergessen lernen, Vater. Das war vor vier Jahren. Du selbst weißt am besten, was Deutschland in der Welt angerichtet hatte! Ellen hat zwei Brüder über Deutschland verloren. Ihr Vater verlor



— — —

bei Aachen ein Bein. Er war britischer Oberst. Mein Gott, wenn wir alle so denken würden wie du, dann gäbe es ja nie Frieden in der Welt! Wir sind eine andere Generation, Vater. Wir wollen lernen aus euren Fehlern..."

„Fehler?" Schütze wirbelte herum.

„Ja – Fehler!" rief Giselher hart. „Was habt ihr uns denn schon hinterlassen? Krieg, Zerstörung, Tote, Elend – ohne Ende, von Generation zu Generation! Und das sollen keine Fehler gewesen sein?"

Schütze stand steif, mit hochrotem Kopf, vor Ellen Vickers. Ihre großen blauen Augen waren dunkel vor Zorn und Verlegenheit. Sie hat Augen wie Amelia, durchfuhr es Schütze plötzlich.

„Seien Sie uns willkommen, Fräulein Vickers", sagte er gepreßt. Aber er meinte es ehrlich, nun, nachdem er sich einmal entschlossen hatte...

*

Im Frühjahr 1951 heiratete Giselher

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft Nr. 15

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Statist, 7. Kar, 10. Ski, 13. Tournee, 14. Ali, 15. Pan, 16. Ars, 17. Ellipse, 19. Elk, 20. Der, 21. Selb, 22. Egeria, 24. Eren, 26. Nuss, 28. Erb, 29. Loden, 31. Reue, 33. Kerl, 36. Esel, 38. Nere, 40. Raa, 43. Trab, 45. Zebu, 47. Arm, 49. Vier, 51. Kork, 53. Baal, 55. Etat, 57. Eboli, 59. Not, 61. Turf, 63. Emir, 64. Saison, 67. Paar, 69. Tip, 70. Palette, 72. Tee, 74. Ode, 75. Ase, 76. Tunke, 77. Aal, 78. See, 79. Eminenz. — Senkrecht: 1. Stadel, 2. Torero, 3. Ausrede, 4. Ines, 5. Selen, 6. Tellur, 7. Kap, 8. Alse, 9. Riege, 10. Sperber, 11. Kali, 12. Inka, 18. Ibsen, 23. Erk, 25. Nest, 27. Suez, 30. Nerv, 32. Erek, 34. Rad, 35. Lavoir, 37. Laie, 39. Oboe, 41. Lab, 42. Ara, 44. Bett, 46. Urbe, 48. Manipel, 50. Raupe, 52. Komitee, 54. Los, 56. Tratte, 58. Life, 60. Topas, 62. Fatum, 64. Stoa, 65. Aida, 66. Nase, 68. Reni, 71 Lee, 73. Erz.

Silbenrätsel. 1. Dynamit, 2. Eichendorff, 3. Rameau, 4. Dortmund, 5. Aurorafalter, 6. Seemeile, 7. Hasard, 8. Etikett, 9. Rebus, 10. Zechprellerei, 11. Jagdflugzeug, 12. Urahnen, 13. Nehru, 14. Goldregen, 15. Eislauf, 16. Rappelkopf, 17. Hero, 18. Abendroth, 19. Epoche, 20. Levi, 21. Telramund.: **Die Hoffnung ist der Duft, der das Herz jung erhaelt.**

und Ellen. Sie waren zwar noch Studenten, aber die Umstände zwangen sie, die Wartezeit zu verkürzen.

Heinrich Emanuel nahm es hin und bereitete sich darauf vor, Großvater zu werden. Er tat dies umsichtig und strategisch geschult wie immer. Da die Geschäfte seines Textilhandels weiterhin blendend gingen, kaufte er ein Trümmergrundstück in Frankfurt und ließ darauf ein Geschäftshaus bauen. Unten zwei große Läden zum Vermieten, erste und zweite Etage zum Eigenbedarf, dritte Etage und Mansarden aufgeteilt in kleine Appartements.

Die erste Etage wurde als eine großzügige Arztpraxis für Giselher geplant; auf der zweiten entstand eine schöne, weiträumige Wohnung für das junge Ehepaar.

An einem Sonntagvormittag, schicklich um halb zwölf, stellte Uta-Sieglinde einen Herrn Walter Bolz vor. Er kam in dunkelblauem Anzug, hatte einen großen Blumenstrauß aus roten Nelken für Amelia in der Hand und stand in der Diele wie ein vergessener Koffer.

Im Herrenzimmer bereitete unterdessen Giselher seinen Vater auf diesen Herrn Bolz vor. Er tat es in seiner Art, die Heinrich Emanuel immer wieder wehrlos überrumpelte.

„Papa", sagte er forsch. „Draußen steht dein neuer Eidam und möchte seinen Knicks machen."

Heinrich Emanuel ließ die Sonntagszeitung fallen. „Wer ist draußen?"

„Ein Mann, der sich Walter Bolz nennt und Diplomingenieur für Brükkenbau ist. Deine Tochter Uta möchte ihn gerne als lebenslängliche Wärmflasche haben."

Schütze begann mit den Fingern auf die Sessellehne zu trommeln. Giselher lauschte auf den Rythmus. War es der Marsch *Fridericus Rex*, war alles gut. Waren es aber die *Alten Kameraden*, lag Gefahr in der Luft.

Es waren die *Alten Kameraden*.

„Warum erfahre ich das erst jetzt?" Schütze stand auf und zog seine Weste glatt. „Wird denn hier alles hinter meinem Rücken gemacht?"

„Es ist die Angst vor deiner Autorität."

„Blödsinn!" Schütze öffnete die Tür. In der Diele standen Amelia, Uta, Ellen und Fritzchen wie eine Mauer um den blassen Bolz. Der junge Mann verbeugte sich.

„Aha!" sagte Heinrich Emanuel laut. „Im dunklen Anzug. Wenigstens diese Form hat die Jugend sich noch bewahrt! Sie sehen mich nicht nur überrascht, Herr Bolz, sondern überrumpelt. Darf ich Sie bitten, in mein Zimmer zu kommen?"

Er trat zur Seite und winkte. Wie eine aufgezogene Puppe marschierte Walter Bolz in das Herrenzimmer. Schütze schloß hinter ihm die Tür, ohne noch einen Blick auf seine versammelte Familie in der Diele zu werfen.

„Bitte", sagte er, „nehmen Sie Platz."

„Danke verbindlichst." Walter Bolz verbeugte sich. „Dem Rat Utas folgend, will ich Ihnen sofort das Unangenehmste zuerst sagen. Damit völlige Klarheit herrscht..."

„Das Unangenehmste?" Schützes Stirnadern schwollen an. „Wollen Sie damit andeuten, daß durch bestimmte Ereignisse eine Heirat mit meiner Tochter außer Frage steht?"

„Aber nein, Herr Schütze."

„Sondern?"

„Also..." Bolz holte tief Atem. „Ich bin – leidenschaftlicher Pazifist..."

„Was sind Sie?" Schütze ließ sich schwer in seinen Sessel fallen.

(Fortsetzung folgt)

Linda Strauss: Sie tanzten um die Welt

Königin des

Die deutsche Tänzerin Jlse Meudtner beherrschte als Nichtspanierin die Sequidilla, den Fandango, Lagarterana und den andalusischen Zigeunertanz Flamenco.

Anfang Februar dieses Jahres mußte sich eine zierliche, dunkelhaarige Frau im Städtischen Krankenhaus in Düren einer komplizierten Operation unterziehen, der zweiten innerhalb von knapp fünf Jahren: Ihr rechtes Hüftgelenk, das durch einen Geburtsfehler falsch saß, mußte eingerichtet werden, nachdem man die gleiche Operation der linken Hüfte bereits vor einigen Jahren in Spanien vorgenommen hatte. Durch diese zweite Operation hofft die Frau, den Stock eines Tages doch noch loszuwerden, der ihr seit Jahren bei jedem Schritt zum lästigen und doch unentbehrlichen Begleiter geworden ist.

Ein tragisches Schicksal für einen noch jungen, lebensvollen Menschen. Ein fast unüberwindliches für eine Künstlerin, die am Höhepunkt ihres Schaffens plötzlich ihrer Ausdrucksfähigkeit beraubt wurde: denn wir sprechen von Ilse Meudtner, jener Tänzerin, der noch vor einigen Jahren Tausende zugejubelt haben, ehe sie eines Tages unvermittelt von der Bühne abtreten mußte, die ihr das Leben bedeutet hatte.

Viel ist in den letzten Jahren über das Schicksal der Tänzerin Ilse Meudtner geschrieben worden. Unzählige haben an ihrem Leiden Anteil genommen, haben versucht, ihr Ratschläge zu erteilen, ihr zu helfen. Manche gutgemeinten Hilfsangebote schlugen ins Gegenteil um, trugen nur dazu bei, die ohnedies schon so schwer getroffene Frau noch tiefer zu verletzen. Bis Ilse Meudtner erkannte, daß sie vor ihrem Schicksal nicht flüchten, daß sie wahre Hilfe nur in sich selbst finden konnte.

Ilse Meudtner begann zu schreiben. In ihrem ersten, autobiographischen Roman „Tanz ohne Bühne" schildert sie in ihrer farbigen, schwingenden Sprache den Leidensweg, den sie gehen mußte, angefangen von den ersten, unerklärlichen Schmerzen, über die Operation bis zu der unausweichlichen Erkenntnis, nie mehr tanzen zu können. Sie erzählt von der Verzweiflung, von der inneren Leere, die die Krankheit mit sich brachte, von dem Sturz in einen Abgrund, aus dem sie kein Entkommen mehr sah.

Doch sie berichtet auch, wie sie sich selbst wiederfand, wie sie aus dem Yoga-System neue Kraft und Hoffnung schöpfte, wie sie eines Tages erkannte, daß der Tanz für sie doch weitergeht: auf einer anderen, größeren Bühne.

Ilse Meudtners „Tanz ohne Bühne" wurde ein beachtlicher Erfolg, das ergreifende Dokument eines Menschen, der seinem Schicksal nicht ausgewichen ist, sondern den Mut hatte, sich mit ihm auseinanderzusetzen.

Ilse Meudtner, „Königin des Flamenco", wie man sie vor knapp zehn Jahren nannte. Eine bewunderungswürdige Künstlerin – und ein bewunderungswürdiger Mensch.

Deshalb wollen wir unsere Tanzserie mit Ilse Meudtner beschließen: Nicht, um den vielen rührseligen Artikeln über das Mißgeschick der großen Tänzerin einen neuen hinzuzufügen. Sondern, weil wir glauben, daß es kaum ein Schicksal geben kann, das souveräner gemeistert worden ist und das geeigneter wäre, Menschen in ähnlich auswegloser Situation Wink und Fingerzeig zu geben.

Der Weg von Berlin nach Madrid

Nicht der Tanz war Ausgangspunkt der Karriere Ilse Meudtners, sondern der Sport. Das junge, in Berlin am 1. November 1916 geborene Mädchen, erregte bei den Olympischen Spielen in Amsterdam im Jahre 1928 als Kunstspringerin großes Aufsehen. Ilse Meudtner brachte die Bronzemedaille mit nach Hause, nachdem sie im gleichen Jahre bereits die Deutsche Meisterschaft und die Europameisterschaft errungen hatte.

Doch Ilse war trotzdem nicht ganz mit sich zufrieden. Sie bewunderte die Grazie der amerikanischen Konkurrentinnen, mit der sie die schwierigsten Sprünge vom hohen Sprungturm vollführten. Und als Ilse erfuhr, daß die Amerikanerinnen zur Vervollkommnung ihrer Körperbeherrschung Tanzunterricht nahmen, beschloß sie, den gleichen Weg einzuschlagen.

Sie meldete sich gegen den Willen ihres Vormundes – der Vater war inzwischen gestorben – als Schülerin bei Berthe Trümpy und Vera Skoronell für den Ausdruckstanz an und studierte nebenbei an der Kunstakademie in Berlin Kunstgeschichte, Kostümkunde und Bühnendekoration.

Bald entdeckten ihre Lehrer Ilse Meudtners außergewöhnliche Tanzbegabung. Doch die Familie, die mit Ilses künstlerischer Ausbildung nicht einverstanden war, verweigerte jegliche geldliche Unterstützung.

Trotzdem ließ Ilse sich nicht entmutigen. Sie arbeitete nebenbei als Pressezeichnerin, um die nötigen Mittel

Flamenco

aufzubringen, produzierte sich sogar eine Zeitlang in einem Varieté als Sprungkünstlerin.

Dann, 1933, kam der erste Erfolg: Harald Kreutzberg nahm die blutjunge Tänzerin auf eine Amerika-Tournee mit, und nachdem sie sich in der neuen Welt die ersten Lorbeeren ertanzt hatte, debütierte Ilse Meudtner 1935 in Essen als „Potifar“ in der Josephslegende von Richard Strauß.

Es folgte 1936 ein Engagement an die Berliner Staatsoper, wo sie bis 1941 erste Solotänzerin blieb: erklärter und vielumjubelter Liebling des Berliner Theaterpublikums. Nebenher führten ausgedehnte Gastspielreisen die junge Künstlerin durch ganz Deutschland, Holland, Schweden, Frankreich und Spanien.

Als sich dann während des Krieges die Grenzen zum Ausland hin schlossen, als viele Theater in Bombenhagel, in Schutt und Trümmer versanken, widmete sich die Künstlerin der Truppenbetreuung: Sie tanzte auf improvisierten Bühnen hinter der Front, sie brachte es fertig, die Soldaten wenigstens für Stunden den Dreck der Schützengräben, die Gefahren und Entbehrungen des Lebens an der Front vergessen zu lassen.

Inzwischen verlor die Künstlerin Existenz und Wohnung in Berlin und wurde nach Harzgerode evakuiert, wo sie im alten Jagdschlößchen die ersten Skizzen zur später vielbeachteten „Goya-Suite“ entwarf.

Nach Kriegsende heiratete sie den holländischen Kaufmann und Filmautor Egbert van Putten und zog mit ihm in die Niederlande. Sie glaubte, ihre Theaterkarriere dort wiederaufnehmen zu können, wo sie sie vor einigen Jahren abgebrochen hatte. Doch nun mußte sie erkennen, daß sie sich getäuscht hatte: Man präsentierte ihr die Rechnung für ihre Tätigkeit während des Krieges. Man gab Ilse Meudtner zwar die holländische Staatsbürgerschaft und verweigerte ihr auch nicht die Auftrittsgenehmigung. Doch die Presse schwieg sie einfach tot.

Da entschloß sie sich, mit ihrem Mann Holland zu verlassen und sich in Spanien eine neue Existenz zu gründen. Das Ehepaar erwarb ein Heim in Madrid. Und Ilse, die während früherer Gastspiele auf der Pyrenäenhalbinsel bereits von der Musik und den Volkstänzen der Iberer begeistert ge-



Für einen Ausländer fast unlernbar ist der andalusische Zigeunertanz Flamenco. Ilse Meudtner tanzte ihn mit unübertroffener Meisterschaft und wurde im Ursprungsland dieses Tanzes deshalb begeistert gefeiert

Sie tanzten um die Welt

wesen war, wurde nun von der spanischen Folklore völlig in ihren Bann geschlagen.

„Es kam wie ein Rausch über mich. Diese Musik, dieses Volk, dieses Land faszinierten mich. Ich konnte nicht mehr fortgehen."

Sie begann, bei den Meistern des spanischen Tanzes in die Schule zu gehen. Als erste Nichtspanierin beherrschte sie die Sequidilla, den Fandango, Lagarterana und den fast unerlernbaren andalusischen Zigeunertanz Flamenco in unübertroffener Meisterschaft. Sie wurde eine Meisterin der Kastagnetten und der mit schmalen Absätzen temperamentvoll gehämmerten Rhythmen. Ihre ersten Auftritte mit dem neuen Programm in Madrid und Barcelona wurden zu ungeheuren Erfolgen. Publikum und Kritiken überschlugen sich in Lobeshymnen. Und als Ilse Meudtner anschließend mit dem jungen Gitarristen Jürgen Klatt, der ihr ein ebenbürtiger Partner war, die spanischen Tänze auf die Bühnen der westlichen Welt brachte, jubelten ihr die Menschen zu wie eh und je. Die Mißklänge nach dem Krieg waren vergessen, und auch die Kritiken in Holland feierten sie uneingeschränkt und objektiv als eine der größten lebenden Ausdruckstänzerinnen.

„... bewundernswert, wie vollendet sie das ‚Spanische' zeigt", schrieb zum Beispiel der Amsterdamer ‚Telegraf', „überraschende Kastagnetten- und Fußtechnik, feines Gefühl für das Plastische ... fesselnder, dramatischer Ausdruck ... sehr starker Sinn für Humor. Ein Abend, der große Genugtuung bereitet, die das Publikum zum Jubeln und Trampeln bewegte."

Wenn man bedenkt, daß es Ilse Meudtner gelang, die sonst so reservierten Holländer aus ihrer Zurückhaltung zu locken, so kann man sich ungefähr eine Vorstellung vom starken Eindruck ihrer feurigen Tänze machen.

Doch nicht nur in Holland riß sie ihr Publikum zu Begeisterungsstürmen hin: Sie machte den spanischen Tanz in Hamburg und Berlin ebenso populär wie auf den Bühnen Finnlands, Rumäniens, Schwedens und Frankreichs.

„Königin des Flamenco" wurde Ilse Meudtner damals von ihren Bewunderern genannt, in jener Zeit, als ihr Stern hell über Europa strahlte.

Der Unfall

Nebenbei wirkte Ilse Meudtner in den Jahren von 1950 bis 1953 als Ballettmeisterin in Walter Felsensteins „Komischer Oper" in Berlin. Als sie im Herbst 1955 zu einem neuerlichen Gastspiel an dieses Theater zurückkehrte, ereilte sie zum erstenmal das Unglück: Sie stürzte auf der Bühne von einer drei Meter hohen Kulisse und zog sich eine Fußverletzung zu.

Allerdings maß die Künstlerin dieser Verletzung keine große Bedeutung bei. Und da auch die Ärzte nichts finden konnten und nur eine leichte Prellung feststellten, vergaß Ilse Meudtner diesen Zwischenfall bald über neuem Training und neuen Aufgaben.

Sie tanzte weiter. Doch nach einigen Monaten meldeten sich wieder Schmerzen: ein dumpfer Druck im Rücken, Gelenkschmerzen, rasende Stiche in der Hüftgegend. Die Schmerzen kamen plötzlich und gingen auch ebenso unvermittelt. Waren sie vorüber, hoffte die Tänzerin, endlich alles überstanden zu haben, kehrten sie zurück, verbiß sie ihre Angst und ihre Ratlosigkeit, um ihre Umgebung nicht in Unruhe zu versetzen.

In diesem Zustand kehrte sie mit ihrem Partner Jürgen Klatt nach Spanien zurück, wo gerade in Madrid ein neues Gastspiel der Künstlerin vorbereitet wurde. Ilse Meudtner bezog ihre Wohnung in der spanischen Hauptstadt, neun Stockwerke hoch, mit einem wundervollen Blick auf die ganze Sierra Guadarrama.

Hier, in der geliebten, vertrauten Umgebung, unter der liebevollen Fürsorge ihres Mannes, hoffte sie endgültig ihre Schmerzen loszuwerden. Doch sie sollte sich getäuscht haben: weder der spanische Wein, noch die immer häufiger eingenommenen Tabletten konnten sie darüber hinwegtäuschen, daß mit ihr etwas nicht in Ordnung war.

„Wann werden wir den ersten Tanzabend geben?" fragte sie ihren Mann, der sich um die Termine gekümmert hatte.

„Vor zwei Wochen wird es nicht möglich sein", erwiderte Egbert van Putten. Wie immer in Madrid hatte es Schwierigkeiten wegen mangelnder Konzertsäle gegeben.

Ilse, die sonst getobt hätte, so lange tatenlos warten zu müssen, war insgeheim glücklich über diese Galgenfrist. Immer noch glaubte sie, gesund zu werden, immer noch hoffte sie, daß die unheimlichen Schmerzen eines Tages eine natürliche Erklärung finden würden.

Es begannen die Proben, die anstrengenden Fahrten in der Metro zu den oft weit entfernt liegenden Probesälen. Ilse kämpfte manchmal mit Ohnmachten, mit schweren Erschöpfungserscheinungen, denen sie trotz klügsten Haushaltens mit ihren Kräften nicht auszuweichen vermochte. Sie erfand Ausreden ihrem Partner gegenüber, um öfters eine Pause einlegen zu können, benutzte jede unbeobachtete Gelegenheit, um neue Tabletten zu schlucken.

Lange Zeit gelang es ihr, ihren Partner hinters Licht zu führen. Denn ihre Schmerzen zuzugeben hätte für sie schon halbe Kapitulation bedeutet. Deshalb erschrak sie tödlich, als Jürgen Klatt sie eines Tages ganz harmlos fragte: „Was hast du denn? Du gehst so komisch?"

Sie gab eine ausweichende Antwort: „Nichts von Bedeutung, wird wohl noch von dem Unfall in Berlin herkommen..."

Doch als sie ein paar Tage darauf zufällig von einem ausgezeichneten Chirurgen in Madrid hörte, der auf Orthopädie spezialisiert war, ließ sie sich überreden, ihn zu konsultieren.

Die Operation

Der Chirurg war ein sympathischer Mann, zu dem die Tänzerin sofort Vertrauen faßte. Sie erzählte ihm von ihrem Unfall in Felsensteins „Komischer Oper", von ihren merkwürdigen Schmerzen, die sie so beunruhigten.

„Haben Sie ein Röntgenbild?" erkundigte sich der Arzt bei der Tänzerin.

Sie hatte keines, doch in der Klinik nebenan wurden die erforderlichen Röntgenbilder sofort angefertigt. Eine knappe Stunde darauf saß die Tänzerin

wieder dem Chirurgen gegenüber, der die Bilder lange und aufmerksam betrachtete.

Schließlich, als Ilse durch das lange Schweigen schon unruhig wurde, schüttelte der Chirurg bekümmert den Kopf. „Daß Sie damit laufen können!" sagte er fassungslos.

Immer noch versuchte Ilse Meudtner, die letzte, fürchterliche Erkenntnis von sich zu schieben. „Es stimmt, ich kann nicht gut gehen", erwiderte sie mit erzwungener Ruhe. „Aber deshalb bin ich nicht gekommen. Mich stören die Schmerzen bei meiner Arbeit. Geben Sie mir etwas dagegen."

Der Chirurg sah sie ernst an. „Es handelt sich nicht darum", sagte er, „Sie müssen mich richtig verstehen: Es ist sehr ernst. Hat Ihnen denn nie jemand davon gesagt?"

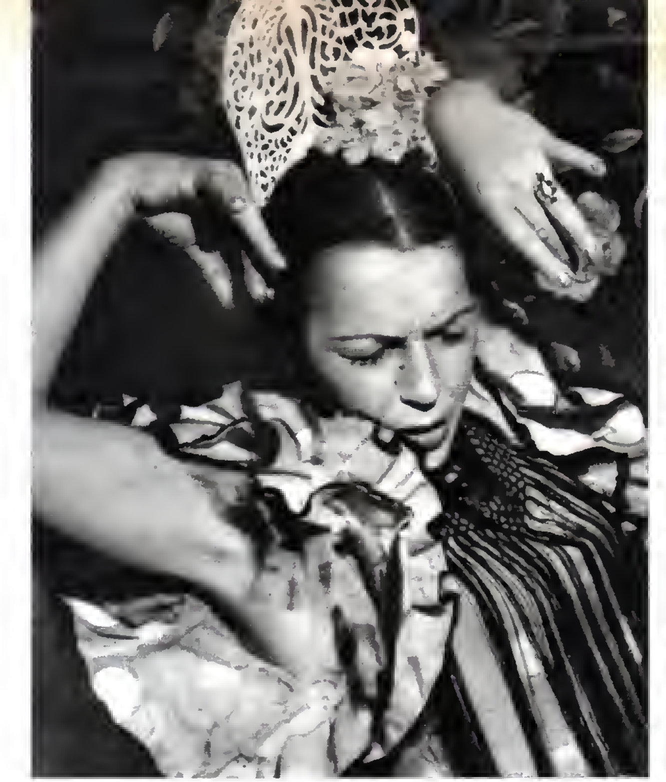
Wieder eine Pause.

„Wovon?" wagte Ilse Meudtner endlich zu fragen. „So reden Sie doch! Ich weiß nicht, was Sie meinen!"

„So merkwürdig es für Sie als Tänzerin klingen mag", entgegnete er und hielt ihr die Röntgenbilder hin, „es kann kein Zweifel bestehen: Ihre Beine sitzen von Natur aus falsch. Sie haben einen Geburtsfehler!"

Ilse Meudtner wollte lachen. Doch das Lachen blieb ihr in der Kehle stekken. „Einen Geburtsfehler nennen Sie das? Einen Geburtsfehler, mit dem ich olympische Ehren eingeheimst, mit dem ich fünfzehnhundert Tanzabende, unzählige strapaziöse Proben bestritten habe?! Das kann doch nur ein Irrtum sein, ein bitterer Witz! Ich hatte einen Unfall, dessen Folgen Sie beseitigen müssen, weiter nichts!"

Der Arzt widersprach vorsichtig. „Das ist nicht möglich. Bei Ihrer Veranlagung kann der Körper sie nicht überwinden."





Bei einem Gastspiel in der Berliner „Komischen Oper" stürzte Ilse Meudtner auf der Bühne von einer drei Meter hohen Kulisse. Sie maß damals der Fußverletzung keine große Bedeutung bei, aber nach Monaten stellten sich die Schmerzen wieder ein. Das war der Beginn einer erschütternden Tragödie, über die wir in unserem heutigen Artikel berichten. „Tanz ohne Bühne" heißt der autobiographische Roman, in dem Ilse Meudtner ihren Leidensweg selber erzählt. Unser Bild zeigt sie bei der Niederschrift ihrer Lebenserinnerungen in ihrem Berliner Heim.

Die Tänzerin spürte, wie eine lähmende, unnennbare Angst sie beschlich. „Sie wollen also sagen, daß es noch schlimmer wird?"

Er nickte. „Genau das."

„Und was kann man Ihrer Meinung nach dagegen unternehmen?"

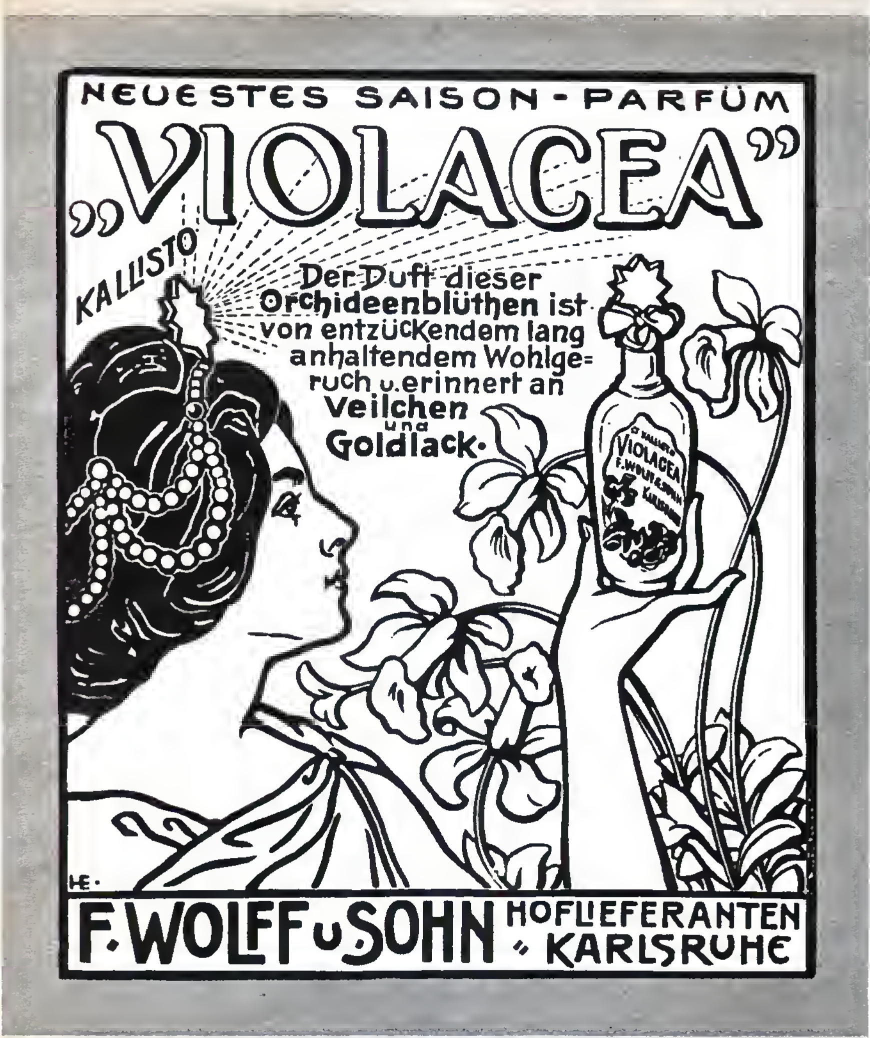
„Man kann operieren. Und ich rate dringend dazu, besonders Ihr linkes Hüftgelenk ist stark angegriffen. So können Sie nicht mehr tanzen."

Wieder war Schweigen zwischen ihnen. Nur das leise Ticken der Uhr auf dem Kaminsims zerschnitt die Stille. Ilse spürte, wie Tränen ihr den Blick verdunkelten. Sie sprang auf, um ihr Schluchzen, ihre Verzweiflung zu unterdrücken und begann – zu tanzen.

Sie legte ein Battement schwieriger Schritte auf den glatt gewichsten Boden des Ordinationszimmers, daß ihre Ohrringe durch die Gegend flogen „Ich soll krank sein?!" rief sie dem verblüfften Arzt außer Atem zu. „Ich soll an einem Geburtsfehler leiden, ausgerechnet ich? So sehen Sie doch her! Sagen Sie, daß Sie sich geirrt haben!"

„Es ist erstaunlich, unglaublich... Dennoch kann ich Ihnen nichts anderes sagen: Wir müssen operieren."

Ilse flüchtete aus dem Ordinationszimmer, aus dem Haus. Sie setzte sich in ihren kleinen Wagen, der draußen

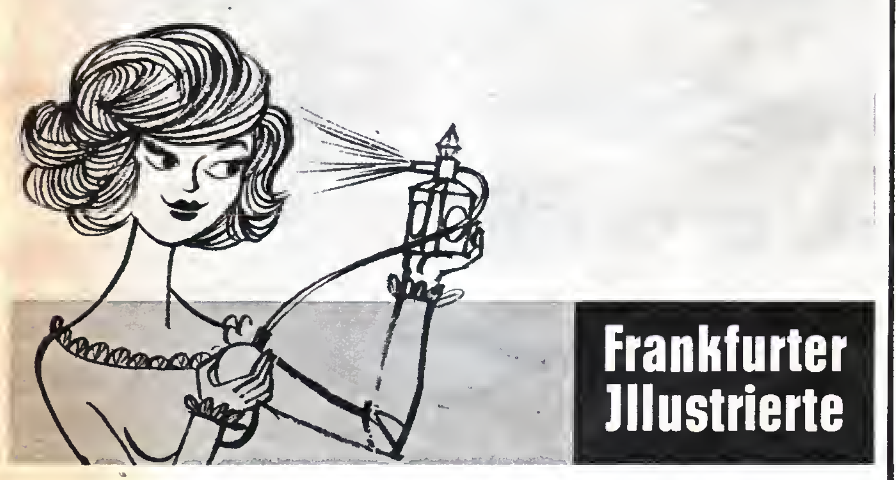


Flieder und Veilchen

waren die begehrtesten Parfümdüfte um die Jahrhundertwende. Sie lösten die Lavendelsträußchen ab, die die Damen und Mägdelein zwischen die Leibwäsche in die Kommode legten, um bei Gebrauch eine Atmosphäre von Frische und Natur auszustrahlen. Erst nach dem Ersten Weltkrieg kamen die Phantasieparfüme in Mode, die sich zunächst an die stark süßlichen orientalischen Duftkompositionen anlehnten.

Zu den rührigen und werbefreudigen Unternehmen gehörte damals wie heute die Firma F. Wolff & Sohn in Karlsruhe. Ein vielseitiges Sortiment aller Wohlgerüche wurde durch recht gut gestaltete Anzeigen nachhaltig bekannt gemacht.

Die oben abgebildete Anzeige erschien im Jahre 1899. Wir zeigen sie einmal, weil vom Entwurf her — für die damalige Zeit völlig neuartig — das Produkt, die Verbraucherin und der Blütenduft zusammen graphisch anschaulich gemacht wurden. Außerdem ist es wohl das erste durch Anzeigen empfohlene Parfüm, das sich in seiner Duftzusammensetzung schon ein wenig von den reinen Blumendüften entfernt und der Phantasie des Parfümeurs eigenen Spielraum läßt.



Sie tanzten um die Welt

wartete, und weinte. Eine tiefe Mutlosigkeit hatte sie überkommen. Doch schließlich siegte wieder ihr Optimismus: Sie spürte keine Schmerzen mehr, der Arzt mußte sich geirrt haben. Sie fuhr nach Hause und beschloß, ihrem Mann von der Konsultation bei dem berühmten Arzt nichts zu sagen.

Doch auf dem Wege zu ihrer Wohnung, neun Treppen hoch, brach sie vor Schmerzen und Erschöpfung zusammen. Lange lag sie so, irgendwo auf den Stufen, geschüttelt von Tränen und Verzweiflung, während sie sich zum erstenmal eingestand, daß das das Ende für sie bedeutete. In vier Tagen sollte der Eröffnungsabend sein! In vier Tagen! Und sie lag hier, zerbrochen, zerstört, hoffnungslos...

Als sie sich endlich zu ihrer Wohnung hochschleppte, konnte sie ihrem Mann das Vorgefallene nicht verbergen.

Egbert van Putten wollte das Gehörte nicht fassen. „Du mußt dich verhört haben! Da kann doch nur ein Irrtum vorliegen!"

Er besuchte den berühmten Arzt am nächsten Tag, der ihm seine Diagnose bestätigte. „Ich muß Ihre Frau operieren", sagte er. „Ich werde sie von ihren Schmerzen befreien. In spätestens drei Monaten ist alles vorbei."

„Keine Schmerzen mehr!" Das war das Zauberwort, das Ilse Meudtners Widerstand endlich brach. Am Tag, an dem sie auf der Bühne stehen sollte, wurde sie in die Klinik des spanischen Orthopäden eingeliefert.

Vorbei?

Ilse Meudtner wußte nicht, wie lange sie bewußtlos gelegen hatte, als sie endlich aus der Narkose erwachte. Man sagte ihr, daß es eine schwere, an die zwei Stunden dauernde Operation gewesen sei.

„Aber der Arzt ist sehr zufrieden", fügte die Krankenschwester hinzu.

Ilse Meudtner tastete nach ihren Beinen. Sie waren fremd und gefühllos, als gehörten sie nicht zu ihr. Doch auch dafür wußte man eine Erklärung: „Das ist immer so nach Operationen. Es dauert eine Weile, bis sich alles erholt."

Ilse Meudtner glaubte daran, weil sie daran glauben wollte. Acht Tage vergingen in der Klinik, vierzehn... Der Arzt kam und bewegte ihre Glieder wie die einer Puppe. Sein undurchdringliches Gesicht gab keine Antwort auf die stummen Fragen der Tänzerin.

Endlich, nach Wochen, wurde der große Verband abgenommen: die Operationswunde war gut verheilt, die Tänzerin konnte wieder aufrecht sitzen. Doch das Bein rührte sich immer noch nicht. Nach weiteren Wochen der Rekonvaleszenz im Deutschen Krankenhaus wurde Ilse Meudtner endlich nach Hause entlassen. Doch mit der Weisung, den Knochen weitere zwei Monate nicht zu belasten: sie mußte sich auf Krücken stützen.

Geduldig machte sie zu Hause einfachste Übungen, um ihr Bein an seine frühere Funktionen zu erinnern: Immer und immer wieder dieselbe Bewegung, stundenlang, tagelang... Sie ließ schmerzhafte Massagen über sich ergehen, hörte sich geduldig die Ratschläge der Ärzte und ihrer Freunde an: „Sie müssen an Ihre Wiedergesundung glauben, Sie müssen nur wollen!"

Ilse Meudtner wollte. Mit eisernem Willen und zäher Ausdauer befolgte sie alle Weisungen. Doch der Herbst verging, der Winter, und die erhoffte Besserung stellte sich nicht ein.

Jürgen Klatt, Ilses junger Partner, wurde unruhig. Ärzte und Freunde waren ratlos. Es kamen Anfragen aus Deutschland wegen neuer Gastspiele.

„Vertröste sie", bat Ilse ihren Mann, „schreibe Ihnen irgend etwas von Terminschwierigkeiten, nur nicht die Wahrheit. Ich kann nicht aufgeben..."

Doch endlich, ein neuer Frühling war strahlend über Spanien hereingebrochen, mußte sich die Tänzerin doch die unbarmherzige Wahrheit eingestehen: sie begriff, daß sie nie mehr würde tanzen können, daß es vorbei war mit ihrer Karriere.

Sie mußte sich einer Reihe schmerzhafter und fruchtloser Nachbehandlungen unterziehen, und die Sturmflut mitleidiger, gutgemeinter und manchmal recht verrückter Briefe, die sie auf die ersten Zeitungsveröffentlichungen über ihre Lähmung erhielt, trugen auch nicht gerade dazu bei, ihren Seelenzustand zu bessern.

„Kein Zweifel, Sie sind von Dämonen besessen", schrieb ihr damals unter anderem eine mitfühlende Dame: „Habe vierzigjährige Praxis im Mystizismus und kenne mich aus. Sie tanzten nach Goyas Bildern, da haben wir es! Der Irrsinn hat ihm Pate gestanden, nun ist der Geist eines Epileptikers in Sie gefahren... Sie hören wieder von mir!"

Ilse Meudtner verzichtete darauf. Sie flüchtete vor der wohlmeinenden Ratgeberin ebenso wie vor den Gesundheitsaposteln, die ihr versprachen, ihr Leiden mit weißem Käse, einem „neuen Apparat mit umwerfenden Heilerfolgen" oder einer patentierten Streckvorrichtung zu heilen.

Sie reiste zurück nach Deutschland, konsultierte auch hier die bekanntesten Ärzte. In Baden-Baden hoffte sie, durch die heißen Quellen endlich Heilung zu finden. Doch auch die vermochten ihr nicht zu helfen. Die Ärzte stellten eine Arthrose der Hüftgelenke fest. Der Körper war nicht mehr in der Lage, die verbrauchten Teile der Gelenke zu ersetzen.

Dennoch fand Ilse Meudtner in Deutschland einen neuen Anfang.

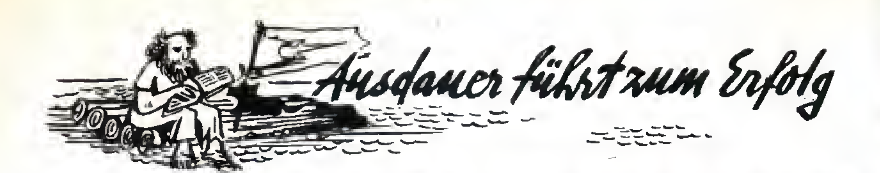
Sie erkannte, daß nur sie selbst sich helfen konnte. Sie begann, sich der geliebten Gitarre zu erinnern und lernte dieses Instrument meisterhaft zu spielen.

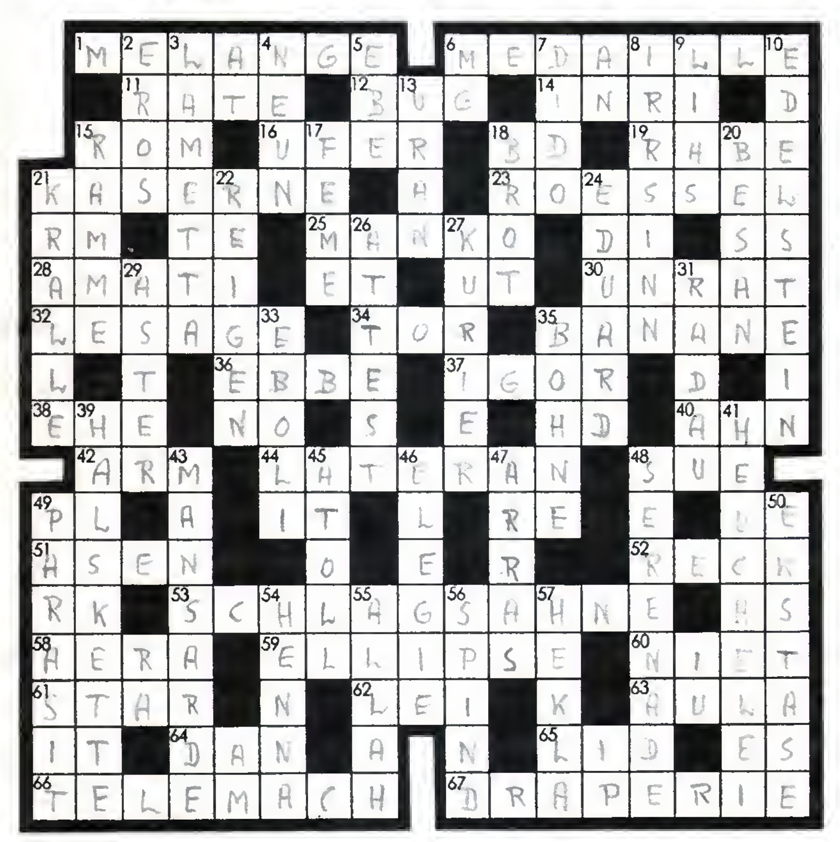
So meisterhaft, daß sie sich im September 1958 im Kurhaus Baden-Baden als Gitarristin vorstellen konnte. Mit ihren andalusischen Zigeunerliedern, die den Zuhörern zwei Stunden lang die Illusion des sonnigen Südens vorzauberten, erspielte sie sich mehr als einen Achtungserfolg.

Und dann begann sie, ihre Erinnerungen niederzuschreiben. Eine Tätigkeit, die sie beglückte und befreite, so weit, daß sie eines Tages die verhaßten Krücken wenigstens gegen den Stock vertauschen konnte.

In diesen Wochen, da Ilse Meudtner noch einmal auf eine Besserung ihres Leidens hofft, werden viele mit ihren Gedanken bei der großen Künstlerin sein, die den Menschen in der Zeit ihrer Gesundheit so manche frohe Stunde bereitet hat.

— ENDE —





Waagerecht: 1. Milchkaffee, 6. Gedenkmünze, 11. Teilzahlungsbetrag, 12. Vorderteil des Schiffes, 14. Kreuzinschrift, 15. Hauptstadt Italiens, 16. Gewässerrand, 19. Vogel, 21. Soldatenunterkunft, 23. Schachfigur, 25. Fehlbetrag, 28. ital. Geigenbauerfamilie, 30. Schmutz, Abfall, 32. franz. Romanautor †, 34. Fußballziel, 35. tropische Frucht, 36. Gezeit, 37. Männergestalt einer altrussischen Heldendichtung, 38. Lebensgemeinschaft, 40. Vorfahr, 42. Körperteil, 44. Papstpalast in Rom, 48. franz. Romanschriftsteller † 1857, 51. nord. Göttergeschlecht, 52. Turngerät, 53. steifgeschlagener Rahm, 58. Zeitalter, -rechnung, 59. Kegelschnitt, 60. Verbindungsstift, 61. Augenkrankheit, 62. rumänische Münzen, 63. Schulfestsaal, 64. Sohn Jakobs, 65. Augendeckel, 66. Sohn des Odysseus, 67. Faltenwurf.

Senkrecht: 2. griech. Liebesgott, 3. Christbaumschmuck, 4. Zahlwort, 5. dt. Baumeister, 7. sagenhafte Gründerin von Karthago, 8. Geisteskrankheit, 9. Abteilung der Juraformation, 10. wertvolles Mineral, 13. Schwermetall, 15. Fallklotz, 17. heimliches Gericht, 18. Nahrungsmittel, 20. hinterster Schiffsmast, 21. Tierwaffe, 22. Werk von Schnitzler, 24. engl. Königsname, 26. ärztl. Zeugnis, 27. Eilbote, 29. Herbstblume, 31. Lärm, Krach, 33. Schillersche Dramengestalt, 35. Hülsenfrucht, 39. Schmuckgegenstand, 41. svw. Scheinheiligkeit, 43. Dachzimmer, 45. Korallenriff, 46. Klagelied, 47. Schlachtenort in Frankreich, 48. Abendständchen, Tonstück, 49. Schmarotzer, 50. begeistertes Außersichsein, 54. Färbemittel, 55. mohammedan. Gottheit, 56. Möbelstück, 57. Vulkan auf Island.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a – a – al – ap – au – bart – ber – bocks – ca – chel – da – de – dot – du – e – e – e – ei – er – erd – eu – eu – fel – fel – ga – geb – hy – im – im – in – jak – ke – ke – ke – klid – le – leit – let – long – low – man – maul – me – men – men – na – neh – nen – ni – ni – nor – pe – ra – ra – ran – rei – rei – ro – rou – ru – sche – see – strie – te – teer – ter – ti – tu – vid – wir – wurf – zar – zinth – sind 26 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, ein Wort von Peter Altenberg ergeben.

1. israelit. König ....
2. Oper von Verdi ....
3. Glücksspiel ....
4. Insektenfresser, Pelztier ....
5. Schloß in Sevilla ....
6. Verbindungsfluß zwischen Erie- u. Ontariosee ....
7. indischer Staatsmann ....
8. Schmuckstein ....
9. Göttin der Morgenröte ....
10. Oper von Puccini ....
11. Vogelbeerbaum ....
12. Bienenzucht ....
13. nordgerman. Volk ....
14. Muse ....
15. amerik. romant. Dichter ....
16. Werk von Storm ....
17. Laubbaumfrucht ....
18. Wiesenpflanze ....
19. griech. Gelehrter ....
20. Widerruf ....
21. Großgewerbe ....
22. Name der Kartoffel ....
23. Zweig d. Textilgewerbes ....
24. deutscher Maler † 1905 ....
25. österr. Schriftsteller ....
26. Spitzname der Matrosen ....

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft 15 auf Seite 44

VON CEFISCHER

OSKAR'S SCHNAPSIDEEN

Abgekürztes Verfahren







Oskar-Bücher erhalten Sie bei allen Buch- und Zeitschriftenhändlern zum Preise von DM 2,85

„Babysitter sind auch Menschen"

gezeichnet von Peter Grosskreuz



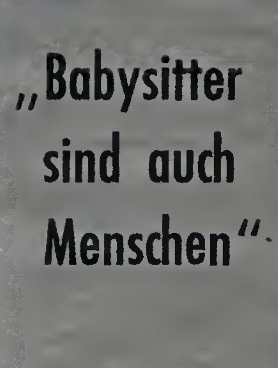


„Gehen Sie nur ohne Sorge aus — ich weiß mit Kindern umzugehen!"



„Mutti füttert ihn aber immer ganz anders!"





„Der zur Fütterung Ihres Sohnes bereitgestellte Haferschleim reicht nicht aus — befindet sich noch etwas davon in Ihrer Wohnung?"



„Um mit den guten Dingen anzufangen: Ihre beiden Kinderchen sind wohlauf und bei bester Gesundheit!"



Sitter Schmidt III an Zentrale: „Erbitte dringend Verstärkung, kann mich nur noch kurze Zeit halten!"



„Geben Sie doch zu: es war keine Rede davon, daß ich allein auf Ihren Kleinen aufpassen soll!"

FRANKFURTER ILLUSTRIERTE * DAS ILLUSTRIERTE BLATT

CHEFREDAKTION: GERHARD HOFMANN. Verlag Frankfurter Jllustrierte Wirthle, Kluthe & Co. KG., im Verlagshaus Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M., Frankenallee 71—81. Tel.: Sammelnummer 33 05 01. Fernschr. 041 1655. Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE erscheint wöchentlich — Heftpreis 60 Pf, bei Zustellung ortsübliche Gebühr. Bezug durch die Post monatlich 1,91 DM zuzüglich 9 Pf Zustellgeld. — Für unverlangt eingehende Einsendungen keine Gewähr. — Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH. und HABRA-Kupfertiefdruck, Darmstadt.

Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE darf nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. — In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6.
Printed in Western Germany

Belgien bfr. 9.— · Dänemark dKr. 1.40 · England sh. 1/6 · Finnland Fmk. 70.— · Frankreich NF —.90 · Holland hfl. —.70 · Italien Lire 120.— · Norwegen nKr. 1.40 · Österreich S. 4.50 · Portugal Esc. 7.— · Schweden sKr. 1.— incl. oms · Schweiz sfr. —.70 · USA $ —.25

Vertrauen

Gary Cooper wurde von einem jungen Schauspieler gefragt: „Darf ich mit Ihrem Fräulein Tochter einen Spaziergang machen?“ – „Ich bedaure außerordentlich, aber das kann ich nicht zugeben!“ erwiderte Cooper. „Aber“, ereiferte sich der Verehrer, „trauen Sie mir vielleicht nicht?“ „Ihnen traue ihr vollkommen, lieber Freund!“ – „Oh! Dann trauen Sie Ihrer eigenen Tochter nicht?“ – „Doch! Ich vertraue ihr ohne weiteres. Aber Ihnen und ihr zusammen, traue ich nicht!“

*

Super-Monstre-Giganten-Show

Cecil B. de Mille, Ex-Monstre-Regisseur, bekam ein Drehbuch zugeschickt. In dem Begleitbrief stand, die Kosten für den Film würden etwa vier bis fünf Millionen Dollar betragen. Ohne das Manuskript zu lesen, diktierte de Mille seiner Sekretärin die Antwort: „Bedaure sehr, aber Kurzfilme drehe ich nun mal grundsätzlich nicht!“

*

Wildwest in New York

Gary Cooper stand gedankenversunken vor der New Yorker Oper, als eine Lambretta-Fahrerin um die Ecke gebraust kam und einen Fußgänger dermaßen anfuhr, daß dieser auf die Lenkstange zu liegen kam. Ganz entsetzt sagte Cooper: „Die Jagd der jungen Mädchen auf die Männer nimmt wirklich beunruhigende Formen an!“

*

Die Sparbüchse

Marlene Dietrich bemerkte eines Tages mit Erstaunen, daß ihre Enkelin so außergewöhnlich viel Geld in ihrer Sparbüchse hatte. Es war ihr völlig schleierhaft, woher das Geld kam, und das Kind wollte sein Geheimnis nicht preisgeben. Als Marlene einmal schon am Nachmittag von ihren Dreharbeiten heimfuhr, sah sie auf der Straße, die zu ihrer Villa führte, ein großes Schild. Darauf stand mit Kreide in kindlich großen Buchstaben geschrieben: „Besuchen Sie Marlene Dietrichs Haus. – Besichtigung nur 20 Cents. – Bequeme Führungen durch ihre Enkelin.“

*

Wo sitzt der Blinddarm?

Gary Cooper fühlte sich schon seit Wochen krank, und sechs Ärzte konnten nicht herausfinden, was mit ihm los war. Der siebente stellte seine Diagnose bereits nach einer ganz kurzen Untersuchung: „Klarer Fall“, sagte er, „Sie haben eine ernste Blinddarmreizung!“ – „Aber das kann doch nicht sein“, sagte Cooper. „Irren Sie sich auch nicht, Herr Doktor?“ – „Was erlauben Sie sich“, rief der Arzt beleidigt. „Ich soll mich irren? Ich glaube eher, Sie wissen gar nicht, wo Ihr Blinddarm sitzt.“ – „Doch, das weiß ich... In einer Flasche mit Spiritus!“

*

Teilhaber

George Bernard Shaw blieb von den Steuern nicht verschont. Er quittierte seinen Ärger unverhohlen, indem er in der Steuererklärung pedantisch Frage für Frage beantwortete. In der Spalte „Teilhaber an Ihrem Geschäft?“ vermerkte er gewissenhaft: „Das Finanzamt.“

Dr. Brand gibt Rat und Antwort

Dr. Brand, unser psychologischer Mitarbeiter, nimmt jede Woche in der „Frankfurter Illustrierten" zu menschlichen Problemen Stellung. Haben Sie Fragen oder Anregungen, dann schreiben Sie bitte an die Redaktion, zu Händen von Dr. Brand. Wünschen Sie Briefantwort, dann vergessen Sie das Rückporto nicht. Und bitte, geben Sie keine Postlageradresse an.

Tagebuch einer jungen Dame

Fräulein Gerda (28) schreibt:

Sie bekommen heute nicht nur diesen Brief von mir, sondern zuzüglich mein Tagebuch, das Sie mir bitte zurückschicken wollen. Außerdem bitte ich Sie dringend, aus meinem Tagebuch nichts zu veröffentlichen, während ich meinen Brief zur Veröffentlichung freigebe. Wenn Sie mein Tagebuch gelesen haben, dann wissen Sie auch, daß ich in der Liebe immer nur Unglück gehabt habe. Dabei sehe ich gut aus, habe mehr als die übliche Allgemeinbildung und könnte selbst einem höchst anspruchsvollen Mann die passende Kameradin und Lebensgefährtin sein. Es hat auch nicht an Bekanntschaften gefehlt. Wie Sie aus meinem Tagebuch ersehen, habe ich mich sogar häufig verliebt, ohne dabei ein oberflächlicher Mensch zu sein. Ich habe die Männer, die mir sympathisch waren und die ich zu lieben glaubte, unendlich verwöhnt; aber es gibt anscheinend keine Männer mehr, die das zu schätzen oder auch nur in etwa zu würdigen wissen. Nach kurzem Traum bin ich immer wieder allein . . .

Dr. Brand antwortet:

Ihr Tagebuch, aus dem selbstverständlich nichts veröffentlicht wird, habe ich mit größtem Interesse gelesen. Ihr Fehler und Ihr Unglück ist es, daß Sie sich zu spontan, zu stark, zu heftig und zu rückhaltlos „engagieren", wenn Sie verliebt sind und glauben, endlich den Mann fürs Leben gefunden zu haben. Sie geben sich zu rasch aus, Sie geben sich gleich hundertprozentig aus — und lassen der Phantasie des Mannes keinen Spielraum. Es ist nun mal so: ein Mann will in der Frau, die ihm entgegenkommt, ein Rätsel sehen. Bei Ihnen hat er sofort — die Lösung in der Hand.

Halten Sie sich ein bißchen zurück, wenn es wieder einmal „soweit" ist. Seien Sie ein bißchen mehr Sphinx, ohne dabei berechnend zu sein. Dann hält sich der Mann!

Abschied

Frau Ungenannt (45) schreibt:

Bis zu meiner Verheiratung 1933 war ich beruflich im Ausland tätig. Um nach der Verheiratung meinen zwei Kindern eine gute Berufsausbildung zu ermöglichen, arbeitete ich seit 1949. Die Kinder sind nun so gut wie selbständig und verdienen, so daß ich es jetzt leichter habe. Ein Verwandter in Deutschland bot mir eine Position in seinem Betrieb an. Was aber in dem Betrieb verlangt wurde, überstieg meine Kräfte. Ich war nach kurzer Zeit seelisch und körperlich völlig erschöpft. Ich möchte wieder ins Ausland zurück. Man bietet mir bei angenehmer Beschäftigung ein gutes Gehalt. Was mich hier noch hält, sind meine an und für sich versorgten Kinder und meine schöne Wohnung. Gehe ich ins Ausland, dann müßte ich dort für immer bleiben.

Nun hatte ich einen Traum, der mit den geschilderten Verhältnissen vielleicht etwas zu tun hat:

Ich befand mich im Schulhaus meines Geburtsortes. Als ich das Schulhaus verließ, stand unten an der Tür wartend ein alter Freund, der mich jedes Jahr einmal besucht. Wir gingen zusammen zum Marktplatz. Mitten auf dem Markt standen um einen Sarg, in dem ein Student lag, einige andere Studenten. Als sich der Trauerzug in Bewegung setzte, folgten dem Sarg die Studenten und in Schleier gehüllte Frauen. Die Studenten und Frauen im Trauerzug trugen unendlich viele Kränze aus Tannengrün, die mit schönen Dahlien geschmückt waren. Es war ein wunderbarer, farbenprächtiger Anblick.

Ich habe nie im Leben einer solchen Beisetzung beigewohnt und auch nie eine solche Beisetzung gesehen. Hat der Traum eine Bedeutung für mein weiteres Leben?

Dr. Brand antwortet:

Das Schulhaus und der alte Freund, der vor der Tür steht und auf Sie wartet, ist die — Heimat, die Sie einerseits verlassen möchten und von der sich zu trennen Ihnen andererseits schwerfällt.

Der Sarg mit dem darin aufgebahrten Studenten und der Trauerzug mit dem Gefolge und den schönen Kränzen hat nichts mit — Sterben zu tun. Das Traumbild symbolisiert den Abschied von Ihren Kindern, den Sie — nach Ihrer Meinung — für immer nehmen müßten, wenn Sie der Heimat den Rücken kehrten.

Sie sehen, der Traum ist nur ein Widerspiegel der Gedanken, die Sie zur Zeit bewegen, und gewissermaßen ein Echo Ihrer inneren Zwiespältigkeit.

Frondienst

Herr Ungenannt (25) schreibt:

Im Alter von 19 Jahren wurde ich gegen meinen Willen in den väterlichen Betrieb gepreßt. Man machte mich zum Arbeitssklaven. Seit jener Zeit verfüge ich über keinen Pfennig. Über jede Mark, die ich brauche, muß ich genau Buch führen und den Nachweis für die Ausgabe erbringen. Ich halte das nicht mehr aus und habe mich schon mit Selbstmordgedanken getragen. Ich habe eine gute Schul- und Fachausbildung. Weil ich keinen anderen Menschen weiß, habe ich Ihnen mein Leid geschildert. Was soll ich tun? Soll ich mich umschulen lassen und aus dem väterlichen Betrieb mit seinem Frondienst ausbrechen?

Dr. Brand antwortet:

Gottlob denken Sie nicht nur an Selbstmord, sondern auch an die Möglichkeit, das Leben noch einmal — oder vielmehr überhaupt erst zu beginnen. Und zwar Ihr eigenes Leben! Spät kommt Ihre berechtigte Auflehnung gegen den Ihnen aufgezwungenen Frondienst im Elternhaus, aber nicht zu spät. Ich rate nicht zu einer Umschulung, da Sie ja für die Schulungs- und Übergangszeit Geld brauchen, das Sie nicht haben und das Ihnen auch Ihr Vater nicht gibt. Mein Rat:

Bleiben Sie bei Ihrem Leisten, aber gehen Sie — möglichst in einer anderen Stadt — in einen fremden Betrieb, in dem Ihre Arbeit geachtet und anständig bezahlt wird. Das Verhalten Ihres Vaters hat Ihnen den gelernten Beruf verleidet. Wenn Sie aber sehen, wofür Sie arbeiten — nämlich für sich selbst — dann finden Sie sich auch mit dem nun einmal erlernten Beruf ab. Nach und nach wird er Ihnen sogar Freude machen. Viel Glück!

Ultimatum

Fräulein Ungenannt (26) schreibt:

Seit frühester Jugend bestreite ich meinen Lebensunterhalt selbst. Ich hatte schon früh einen Freund, der mir gut zusprach. Er konnte mich aber nie so richtig verstehen, da er bei seiner Mutter, die verwitwet ist, ein gutes Zuhause hat. Er ist ihr einziger Sohn. Als ich volljährig war, verließ ich mein Elternhaus, was meinem Freund nicht gefiel. Er hatte eben ein gutes Zuhause, ich nicht.

Ich habe seine Mutter häufig besucht. Sie ist eine verschlossene Natur, bei der ich nicht warm werde. Sie ist über sechzig, mein Freund hängt sehr an ihr. Er hat eine sehr gute Position, er hat auch Ersparnisse, er liebt mich, aber von Heirat spricht er nicht, obschon er über dreißig ist. Seinerzeit hatte er sogar Verlobungsringe gekauft, aber es wurde nichts daraus. Er wurde krank. Nach seiner Genesung erinnerte ich ihn „durch die Blume" an die Verlobung, aber er ging schnell zu einem anderen Thema über.

Auf was wartet er eigentlich? Soll ich ihn durch ein Ultimatum zur Ehe zwingen?

Dr. Brand antwortet:

Wissen Sie, es gibt zwei Arten von Junggesellen. Die einen wollen es wegen einer Frau nicht mit den vielen anderen verderben — und diese Sorte ist genau die, die von einer einigermaßen geschickten Jungfrau doch noch umgestimmt und zum Ehemann gemacht wird. Die anderen — und das sind die ganz schwierigen Fälle! — die anderen haben bei Mutti ein gemütliches Zuhause, sie werden von Mutti gehegt, gepäppelt und gepflegt, und so sehen sie nicht ein, warum sie sich per Heirat noch eine zweite Mutti zulegen sollen. Da hilft auch ein Ultimatum nicht. Die bleiben bei Mutti Nummer 1.

Sollte Ihr Freund so sein?

Ich bin dafür, Sie sprechen sich einmal ruhig, nett und vernünftig mit der alten Dame aus; wenn Sie mit Ihr auch nicht warm geworden sind. Vielleicht hat sie als Frau Verständnis für Ihre Situation. Die vielen Jahre, die Sie mit Ihrem Freund zusammen sind, sind für Sie schließlich kein Pappenstiel. Das müßte die alte Dame einsehen. Vielleicht macht sie ihrem Sohn das klar. Wenn ihn eine Frau beeinflussen kann, dann scheint es die Mutter zu sein.

Was ist eigentlich Frigidität?

Man umschreibt mit diesem Wort eine tatsächliche oder angebliche Gefühlskälte der Frau. Diese Gefühlskälte beruht im allgemeinen auf einer spezifischen Kontaktstörung, die in vielen Fällen behoben werden kann. Das ist Aufgabe eines auch psychologisch geschulten Arztes, der zunächst einmal die Ursache der Kontaktstörung festzustellen versucht.

Dein Auto · Dein Geld · Dein Leben

Das Abenteuer, zu überholen

Am Anfang steht der Entschluß, fest wie eine Eiche im Teutoburger Wald: Ich will jetzt vorbei! Oder man verzichtet konsequent und bleibt von vornherein hinter dem müden Laster. Ein Mittelding hat es nicht zu geben.

Ein Mittelding sieht so aus: „Ich glaube, das klappt noch... also los... hui verdammt, ist der schnell!... ich schaffe es nicht... am besten hätte ich's sein lassen... bremsen... ach je, jetzt ist der hinter mir zu dicht heran... Hilfe!!!"

Und so entstehen, laut Statistik und keineswegs wundersamerweise, die häufigsten, schaurigsten und blödsinnigsten Unfälle. So entsteht endlich die Angst-Epidemie, die eines Tages noch ein Panik-Gesetz ähnlich dem Tempo 50 gebären wird: Überholen ist unsittlich, man sollte es lieber ganz verbieten!

Dabei ist richtiges Überholen kein nennenswertes Risiko. Es erfordert nur drei Dinge: genaues Abschätzen der Chancen, vorbeizukommen; richtiges Ansetzen; und – Vollgas! Ja, Vollgas, damit Sie so rasch wie möglich aus der Gefahrenzone links neben dem Vordermann heraus und wieder in die heimatliche rechte Fahrspur zurückkommen.

Das Abschätzen ist Übungssache. Wenn Sie einen Porsche fahren, können Sie selbstredend mehr riskieren als mit einem 2 CV. Aber auch mit einem Ferrari können Sie nicht mehr riskieren, als nach Lage der Dinge „drin" ist. Sie müssen sich vor dem Ausscheren darüber klar sein, ob der Entgegenkommer noch weit genug weg ist. Sagt Ihre innere Stimme ja, dann schreiten Sie ohne Zögern zur Tat.

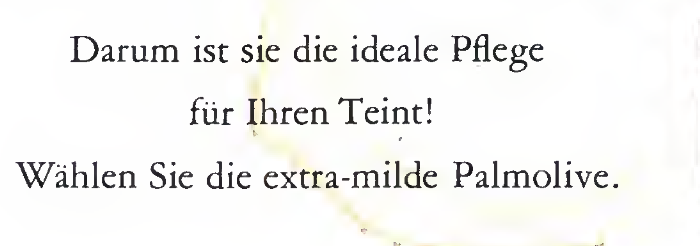
Ausgeschert wird nicht kurz hinter dem langsameren Vordermann, sondern mindestens vierzig Meter vorher.

Warum? Erstens übersehen Sie aus dieser Distanz viel besser die Gegenfahrbahn, auf der Sie ihr automobiles Gastspiel geben wollen. Und zweitens haben Sie auf den verbleibenden vierzig Metern leerer rechter Fahrbahn Gelegenheit genug, gefahrlos zu beschleunigen. Wenn der letzte Gegenverkehr Ihren Vordermann passiert, dann geben Sie schon Vollgas! So haben Sie, wenn Sie aufgerückt sind, bereits ein sehr hohes Tempo drauf. Nun schwenken Sie links aus – und sind auf diese Weise viel schneller vorbei, als wenn Sie erst aus dem Windschatten des zu Überholenden heraus hätten beschleunigen müssen.

Auf die rechte Fahrspur zurück gehen Sie erst, wenn der Hintermann wieder in Ihrem Rückspiegel auftaucht. Nicht früher und nicht später; dann wissen Sie genau, daß Sie ihm nicht den Weg abschneiden. Denn das könnte verhängnisvoll werden.

Im nächsten Heft:
Überholen auf der Autobahn







Probier-Paket Zöpfli

Ein Probier-Paket Zöpfli hält Ihr Lebensmittelkaufmann für Sie bereit. Gern wird er Ihnen eines überreichen, wenn Sie ihm den untenstehenden Abschnitt, möglichst gleich, übergeben, denn später könnte sein Vorrat aufgebraucht sein. Probieren Sie die Zöpfli sofort. Kochen Sie die Zöpfli mit Goulasch, gekochtem Schinken, mit brauner Butter übergossen, mit Reibkäse überstreut oder mit Champignons, dazu ein Glas guten Rotwein. Sie merken sofort: noch nie hatten Sie eine so herzhafte, kräftige Hauptmahlzeit!

Zöpfli wird neue Eß-Gewohnheit

Gutschein *für ein Probier-Paket Zöpfli*

Gegen diesen Abschnitt erhalten Sie, solange der Vorrat reicht, von Ihrem Lebensmittelkaufmann ein Probier-Paket Zöpfli. Letzter Einlösetag 15. 5. 1961.

Name: ....

Ort: ....

Straße: ....



Jetzt auch in Luxemburg